



M ANCHMAL ERINNERT mich die Situation der Kirche und speziell der kirchlichen Obrigkeit an die Situation des Kaisers in dem Märchen «Des Kaisers neue Kleider», nachdem das Kind den allgemeinen Verblendungszusammenhang zerrissen hatte mit seiner spontanen Feststellung: «Der ist ja nackt!» Solche Kritik kann man nicht ignorieren oder ungeschehen machen, man muß sie fortan in Rechnung stellen. Und auch die Kirche kann nicht mehr in ihre alte «Ruhe und Ordnung» zurückkehren; sie muß lernen, mit dem Aufstand und den Einwüfen kritischer Freiheit zu leben und sie lebendig in sich aufzunehmen. Die absolute Monarchie, so scheint mir, war in dem Augenblick schon tot, als sie zum ersten Mal in Zweifel gezogen wurde, denn sie hatte keine Möglichkeit, diese Zweifel in sich – als Freiheit – aufzunehmen und politisch zu verarbeiten. Es ist eine Frage der Kirche, die bis an ihre Wurzeln reicht, ob sie bereit ist und ob es ihr gelingt, mit den Konflikten kritischer Freiheit zu leben und sie als ein Moment an sich selbst zu begreifen.

Dies ist nicht nur Postulat für eine elitäre und geschmäckerliche Minderheit von «Intellektuellen» in der Kirche; es scheint dies immer mehr zu einer Lebensfrage für die Kirche gerade als «Volkskirche» zu werden. Denn das Problem der Kirche von morgen werden gar nicht primär die kritischen Intellektuellen sein, sondern viel eher die «einfachen Leute», die viel zitierte «Herde Christi», die heute selbst zutiefst irritiert scheint – und zwar nicht etwa in erster Linie von einer kritischen Theologie, sondern von der Institution Kirche selbst. Der faktische Wandel der Kirche ist es doch, der hier Verwirrung und Identitätskrisen ausgelöst hat. Die Kirche hat sich ja tatsächlich in vielem gewandelt, zumal seit dem letzten Konzil. Das ist auch in keinem Fall mehr zu ändern, denn wollte man diesen Wandel wieder rückgängig machen, wäre die Verwirrung nur noch größer und der Eindruck der Beliebigkeit, der Eindruck, daß die Kirche selbst nicht mehr weiß, wo ihr der Kopf steht, nur noch bedrängender.

Katastrophaler Mangel an Folgen

Die vielbeschworene Verwirrung unter den Gläubigen kommt deshalb gar nicht in erster Linie von einer kritischen Theologie, sondern gerade daher, daß man kirchlicherseits die Gläubigen lieblos einem Wandel aussetzt, ohne ihnen ein kritisches Verständnis für die Reformabilität der Kirche selbst eröffnet zu haben. «Nichtgeschehene Taten lösen oft einen katastrophalen Mangel an Folgen aus» (Stanislaw Lec) ... Nicht ein Zuviel an Kritik, sondern ein katastrophaler Mangel an fundamentaler und eingeübter kritischer Freiheit in der Kirche ist eine der Ursachen der kirchlichen Krise heute. Und dieser Mangel macht gerade die «Herde Christi» zum zentralen Krisenherd in der Kirche von morgen. Man unterschätze nicht die religiöse Identitätskrise unserer frommen Mütter! Wer rettet sie am Ende vor einem heillosen Indifferentismus, vor einem anti-kirchlichen Zynismus oder einer skeptischen Resignation, durch die immer größere Todesstreifen zwischen kirchlicher Institution und den Gläubigen gezogen werden?

Wer deshalb auf die Ausbildung kritischer Freiheit in der Kirche insistiert und die Veröffentlichung dieser Freiheit im kirchlichen Bewußtsein verfolgt, wer die rein autoritäre Erkenntniserwartung der Gläubigen gegenüber der Institution Kirche korrigiert, arbeitet nicht an der Destruktion der Kirche; er handelt auch keineswegs lieblos gegenüber dem einfachen Kirchenvolk, sondern er ringt um die Chance einer dezidierten Kirchlichkeit von morgen. Wer hingegen die Entwicklung dieses kritischen Bewußtseins schon als Symptom des Abfalls ansieht, muß sich fragen lassen, ob er wirklich die Kirche Jesu Christi oder nicht eher ein kritik- und humorloses religiöses Sektierertum will; ob er nicht Kirchenfrömmigkeit mit einer Art blindem Voluntarismus verwechselt.

Johann Baptist Metz

Aus: Jenseits bürgerlicher Religion, S. 130ff., vgl. unsere Besprechung S. 247, bes. Anm. 2.

CHINA

Beobachtungen eines Nichttouristen: Die Kehrseite des Bilderbuches – Arbeitslosigkeit und Kriminalität in Peking – Aber erst in den Provinzen enthüllen sich die chinesischen Realitäten – Tausende von Armen am Wegesrand – Kulturleben mit wenig Neuheiten – Ein Inlandpaß um den Preis von zwei verlorenen Arbeitstagen – Wer reist «supererste» Klasse? – Ein privilegiertes «Kollektiv» lebt streng für sich – Zwanzig Jahre Stagnation – Düstere Zukunftsperspektiven – In China gibt es keinen marxistischen Sozialismus, wohl aber einen bürokratischen Staatssozialismus.

Jean Valjean

ESSAY

Kritik der Ausgewogenheit: Gezügelte Schmäherede gegen eine Wortbildung unseres Jahrhunderts – Sehnsucht nach Harmonie – Eine Welt, in der sich «die Dinge die Waage halten» – Wo? – Harmonische Deutungssysteme – Gegensätze werden im Feuerwerk eines pluralistischen Allerlei zerstreut – Die Waage des Krämers – Tauschverkehr auch im Gesundheitswesen – Das Glück in der Schmerzlosigkeit – Vollständigkeit in der theologischen Aussage? – Das Prinzip der Ausgewogenheit sucht nicht Gerechtigkeit, sondern Profit – Machtfixiertes Simulationsmodell – Ersatzpraktiken werden als Normalität bezeichnet.

Karl-Dieter Ulke, Leverkusen

LITERATUR

«Baiyun» – China und zurück: Während Günter Grass auf seiner Chinareise mit «Kopfgeburten» spielt, setzt der Schweizer Adolf Muschg seine Reisegruppe einem Prozeß der Selbsterfahrung aus – Bericht über das Objekt China wird zur Erkundung des Subjekts Gruppe – China wie erwartet – Aber unvorhergesehen und unerklärlich: der Tod des Reiseleiters – Reisebericht wird zum Detektivroman – Beziehungsdelikt oder fehlende Beziehungen? – Eine Art «Décamerone» in China – Unser eigenes Unbehagen als Individuen in der Großgruppe.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

ZEUGNIS

Magdalena sucht Jesus auf Pigalle: Brief der Michèle aus dem Pariser «Milieu» an Abbé Pinsard – Im Restaurant *Siloë* ist der Wirt ein Priester – Michèle kennt jene, die helfen, und jene, denen geholfen wird – Von der Geborgenheit bei einem Menschen, der einfach da ist – Warum wollt ihr mir von Gott erzählen? – Ein Tabernakel von Menschen für Menschen.

THEOLOGIE

Aufforderung zum «zweiten Mut»: Keine liberalisierende Anpasserei des Glaubens, sondern Suche nach neuem Ethos kirchlich-gesellschaftlicher Praxis – Im Band «Jenseits bürgerlicher Religion» läßt es J. B. Metz nicht beim «ersten Mut» des Nonkonformismus bewenden – Dementsprechende Verhältnisbestimmung von Erlösung und Emanzipation – Wiedergewinnung des messianischen Impulses – «Rettung des Subjekts» in nachindividualistischer Religion (vgl. *Titelseite*).

Nikolaus Klein, Münster/Westf.

China von der Rückseite

Beobachtungen eines Nichttouristen

Mehrere längere Aufenthalte in China – sowohl in der Volksrepublik wie in Taiwan – ließen den Verfasser da und dort hinter die Kulissen blicken. Er spricht nicht nur Chinesisch, er hat sich auch eingehend mit Chinas Geschichte und mit den Ideologien seiner Machthaber auseinandergesetzt. Seinerzeit – auf der Suche nach einem authentischen Marxismus – vom Aufbruch unter Mao fasziniert, zieht er heute Bilanz. Er tut es in der lockeren Form von Streiflichtern und, aus begrifflichen Gründen, unter seinem Pseudonym. (Red.)

Was wir seit dreißig Jahren von China in Kalendern, Photobänden, Filmen und nicht zuletzt in der Propagandazeitschrift «China im Bild» gesehen haben, sind ausschließlich strahlende Traktorführer oder Barfußärzte und/oder neue Erzeugnisse gewesen: neue Fabrikhallen, neue Traktoren, neue Plakate, lächelnde Menschen in neuen Kleidern usw. Es gibt kein Land auf unserem Planeten, wo Photographien systematischer gestellt werden als in China; es gibt kein Land, wo es systematischer gelingt, gestellte Photos natürlich wirken zu lassen – vielleicht, weil die Chinesen auch in den haarsträubendsten Situationen so unglaublich freundlich bleiben können. Wie dem auch sei, wir glauben oft, daß China hygienisch, effizient und emsig aktiv sei. Doch das trifft selbst für Peking (Beijing) nicht zu – was man vom Touristenbus aus allerdings nicht zu entdecken vermag.

Der «Augenschein» trügt: Wer in China als Tourist oder als Reiseleiter reist, schwebt eigentlich in einem Trancezustand von Tempel zu Palast, von Palast zu Tempel. (Zu den Palästen sind auch die Fremdenhotels zu zählen. Ein Aufenthalt in einem Einheimischenhotel wäre zwar sehr instruktiv, aber auch mit einem Vermögen kann sich *kein* Tourist dieses «Erlebnis» erkaufen oder es erzwingen.) Wer also unter Touristenbedingungen reist, dem gerät der zufällige Blick auf das Elend zum willkommenen *Sujet*: «Endlich ein lebendiges Dia, mit dem ich mich erfolgreich unter die Chinakenner einreihen kann.» Vom Touristencar aus oder bei der zehn Sekunden dauernden Photobegegnung ist auch schwer zu erkennen, daß das «Sujet» vielleicht Blut spuckt, daß sein Sohn arbeitslos ist und daß die Familie in einem feuchten Keller haust. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß alle alten Menschen in China unter Tuberkulose leiden, daß alle Jugendlichen arbeitslos sind und daß alle Familien in feuchten Kellern leben. Im ersten Jahrzehnt nach ihrer Gründung hat die Volksrepublik China zweifellos große Fortschritte gemacht (weshalb auch die Bevölkerung so gewaltig zugenommen hat). Ich versuche nur, mit leider nicht so seltenen Beispielen sichtbar zu machen, was ein durchschnittliches Bruttosozialprodukt von weniger als 300 Dollar pro Kopf und Jahr konkret bedeutet.

In Peking (Beijing) gibt es offiziell an die 250 000 Arbeitslose, offiziös rund eine Million. Mehr als die Hälfte davon sind Jugendliche, weshalb die Kriminalität in der Hauptstadt stark zunimmt. Wer nachts auf der großen Umfahrungsstraße im Norden von Peking, z. B. auf dem Abschnitt Beihuan donglu, spazieren geht, bekommt die Wirklichkeit dieser Arbeitslosigkeit an Extremfällen zu Gesicht. Tausende von Armen leben dort nachts am Wegrand. Wer Glück hat, hat sogar ein Dach über dem Kopf: zwar nicht ein Faß wie Diogenes, aber immerhin ein Rohrteil des zukünftigen Ringkanals. In den herumliegenden, riesigen Betonröhren wird gekocht, Karten gespielt und geschlafen. Was unsereins betrifft, so wird man von den Politbürokraten der Universität immer wieder eindringlich davor gewarnt, sich von unbekanntem Jugendlichen ansprechen zu lassen (wo doch die interessantesten Gespräche so entstehen!). Die Hauptstadt ist für China nicht repräsentativ. Der Lebensstandard Pekings ist – trotz Arbeitslosigkeit – überdurch-

schnittlich hoch. In den Provinzen dagegen kann man die Realitäten Chinas eher entdecken. Die alte, abgemagerte Frau (vielleicht 60 Jahre alt) und das kleine Mädchen (10–12 Jahre alt, Tochter oder Enkelin?), die ich in einer Schlange von schwitzenden Kulis am späten Abend des 2. Septembers dieses Jahres eine enorme Last von Zement durch die Straßen von Kaifeng (am Gelben Fluß) schleppen sah, der in Lumpen gekleidete Epileptiker, der sich während eines ganzen Anfalls auf dem Bahnhofplatz von Xian wälzte, ohne daß irgendjemand etwas tat: sie helfen mir jetzt, diesen kritischen Artikel zu schreiben. So viele arme Kulis im ganzen Land (außer in Peking und Shanghai), so viel Kinderarbeit, so lange Arbeitstage, so wenig Lohn, muß das nach dreißig Jahren «Sozialismus» sein? Daß kein Chinese mehr an Hunger sterben muß, ist keine besondere Leistung. Das hat jede, aber auch jede neue chinesische Dynastie in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens fertiggebracht.

Nach dem antikulturellen Horror der «Kulturrevolution» (Motto: die Wüste lebt nicht) gibt es jetzt die Welt der kleinen Freiheiten. Genügt das für ein kulturelles Erwachen? Man freut sich, in den Buchhandlungen Pekings (und vor allem in den Buchhandlungen der Pekinger Universitäten, die damit besonders privilegiert sind) wieder etwas mehr Auswahl zu finden, etwa eine frische Ausgabe des Taipingjing mit neuem Kommentar des Taoismus-Spezialisten Wang Yangming, etwa die seit den sechziger Jahren erwartete, endlich herausgegebene Cihai-Enzyklopädie, etwa ein neues Buch über Logik, das sich nicht mehr in wüsten Beschimpfungen gegen die «reaktionären Denker aller Schattierungen, von Kant bis Heidegger» erschöpft. Auch die schlichte Schönheit kommt wieder langsam zum Zuge, nicht nur in der klassischen Peking-Oper, auch verlegerisch, z. B. mit einer photomechanischen Wiedergabe des alten Holzschnittklassikers Xihu shijing («Zehn Ansichten des Westsees») oder mit einer Neuauflage des «Gartens im Senfkorn», u. a. m. Nachdem die erste Freude verflogen ist, kommt die Ernüchterung: Man zählt die Neuheiten zusammen, fragt um sich herum, was es an Neuem im letzten, im vorletzten Jahr gab. Doch insgesamt ist es wenig, und schon gar im Verhältnis zu einer Milliarde Menschen! Eine Milliarde! Allein das kleine Taiwan, mit nur sechzehn Millionen Einwohnern, bringt pro Jahr viel mehr *Neues* heraus (ich meine dabei nicht die Reprints, die eine besondere, z. T. unschöne Tätigkeit der Insel darstellen). Wie ist eine solch perverse Situation möglich?! Han Suyin, der ich zufällig in Chengdu begegnete, bestätigt es mir: «Es sind immer noch die gleichen alten Greise (les mêmes vieilles barbes), deren Werke veröffentlicht werden. Man muß die Jungen dazu ermuntern, sich mit ihren Artikeln und Büchern durch das bürokratische Dickicht hindurchzuboxen.» – Ich hoffe, daß das gelingen wird.

Für eine Reise außerhalb des eigenen Bezirkes muß ein Chinese einen Grund haben, d. h. es kann einer nicht einfach nach Lust und Laune reisen. Hat er einen Grund, so kann er bei seinem Kollektiv (Fabrik, Universität, usw.) einen Reise-Empfehlungsbrief schreiben lassen. (Hat er in seinem Kollektiv disziplinarische oder sonstige Schwierigkeiten, so dürfte der Versuch schon hier scheitern.) Mit dem Empfehlungsbrief geht er dann zur Polizei, gibt dort seinen Arbeits- und Identitätsausweis und den Brief ab und füllt ein langes Formular aus. Wenn nichts gegen ihn vorliegt, so bekommt er zwei Tage später – für das gewünschte Ziel, für eine bestimmte Anzahl Tage und natürlich unter Anweisung der direktesten Route – einen Inlandpaß. Damit kann er dann seine Bahnfahrkarte sowie – wenn nötig – sein Hotelzimmer reservieren gehen. Das bedingt allerdings das Ausfüllen weiterer Formulare. Die ganze Prozedur nimmt mindestens zwei (für das Land verlorene Arbeits-) Tage in Anspruch. Wer zum Apparat gehört, kann dies selbstverständlich von seinem Kollektiv erledigen lassen. Zwei Arbeitstage sind aber auch in diesem Fall verloren. Da der Apparatschik nicht selber Schlange steht, muß

ein Knecht das an seiner Stelle tun. Bei den wirklich Höheren wird es allerdings effizienter: ein Anruf genügt.

A propos Reisen: Ich bin in der zweiten oder dritten Klasse (sog. «Couchette hart» oder «Sitze hart») sehr gebildeten Menschen begegnet, z. B. einem Hämatologen und einem Astronomen. Ihr Chef, ein ignoranter Parteibürokrat, fuhr natürlich erste Klasse. Es gibt übrigens in China eine weitere, sozusagen eine «superste» Klasse, welche für die «Crème de la crème» reserviert ist (Generäle, Diplomaten, Minister und so). Aber diese in Schwarz und Gold gehaltenen, mit geschliffenen Kristallfenstern ausgerüsteten Wagen verkehren nur selten, außer auf der Strecke Moskau-Peking, wo mindestens ein Wagen dieser Art beinahe immer vorhanden ist.

Ein Ballettabend: «Die tibetische Prinzessin». Aus der schlechten Musik à la Franz Lehár und aus Tanzdarbietungen undefinierbaren Stils ergibt sich so etwas wie eine Mischung zwischen der «Entführung aus dem Serail» und einer schamhaften, etwas exotischen «Folies-Bergères»-Schau. Einziger Trost: die Gesichter der chinesischen Tänzerinnen sind die hübschesten und charmantesten der Welt (das ist aber keine Errungenschaft des Sozialismus). Nach dem heroischen «Mädchen mit dem weißen Haar» folgt die laszive tibetische Prinzessin. Dekor: zwischen Rokoko und frisch vergoldetem Kaiserpalast. Sound: sentimentale Harfenklänge. Das Kleid der Primaballerina hat gerade die halbe Transparenz, die genügt, um einen frustrierten Parteibürokraten zu erregen; aber es darf nicht zuviel sein, denn schließlich gibt es immer noch die konfuzianistische alt-neue Moral.

Selbst wenn diese unselige Darbietung eine unvermeidliche Stufe der chinesischen Kulturgeschichte darstellt, so muß ich doch gestehen, daß ich Mühe habe, eine solche Konzentration falscher Gefühle, falschen Marmors und falscher Tränen zu ertragen. Dieses Ballett war der perfekte Ausdruck des «Spektakels» (d.h. des Geschmacks und der mehr oder weniger geheimen, kleinbürgerlichen Wünsche) der neuen bürokratischen Klasse, die seit 1949 an die Macht gekommen ist.

Ein «Kollektiv» wie beispielsweise eine Universität ist ein bequemes, gut geschütztes Ghetto, das seinen Mitgliedern bewachte Tore, sowie Wohnungen, Läden, Gratisfilme und -konzerte, Kantinen, Wäschereien und andere Dienstleistungen sichert. Um die «Ewigkeit» dieses Dienstleistungsbetriebes zu garantieren, häuft das Kollektiv Fahrzeuge, Maschinen, Möbel, Personal usw. an, die nur teilweise gebraucht werden. Draußen vor unseren Toren wurden Materialien wie Beton, Backsteine und Kohle mit Tragstangen und Körben transportiert. Drinnen hatten wir Lastwagen und motorisierte Betonmulden, die seit Jahr und Tag ungebraucht herumstanden. Die gehörten aber der Universität, nicht den anderen draußen. (Daß der Reichtum eines wohlhabenden Kollektivs wie der Universität Neid weckt, dürfte klar sein. Deshalb wird es streng bewacht. Deshalb wurden wir auch ständig angehalten, unsere Adresse Außenstehenden nicht mitzuteilen. Noch etwas Typisches: die Universität zählt viel mehr Bürokraten als Dozenten!)

In der Volksrepublik China werden, wie in Taiwan, Filme gezeigt, in welchen der ehemalige Feind jeweils genau gleich, nur mit umgekehrten Vorzeichen, dargestellt wird. In den volksrepublikanischen Filmen hat der Kuomintang-Offizier einen unehrlichen Blick, er läßt die Armen foltern und veranstaltet Orgien. In den Taiwanfilmen sehen die KP-Offiziere genauso unehrlich aus, lassen die Armen ebenso foltern und veranstalten ebenfalls insgeheim Orgien. Ich finde, man sollte diese Filme dem Publikum paarweise zeigen ...

Volkschinesische Schulbücher erzählen eine rührende Geschichte: das Auto des Premiers Zhou Enlai hatte einen Arbei-

ter umgeworfen. Obwohl der Arbeiter selber schuld am Unfall war (er war unerwartet aus der Fahrradspur auf die Autospur ausgeschert) und obwohl er nur sehr leicht verletzt wurde, hatte ihn der Premier sofort ins Spital einliefern und ihm ein weißes Hemd als Ersatz für das beim Unfall zerrissene zukommen lassen. Und natürlich ließ er sich von seinem Sekretär über den Gesundheitszustand des Verunfallten informieren. Ich habe schon aus Taiwan die genau gleiche Geschichte gelesen. Hemdspender war natürlich statt Zhou Enlai der Marschall Chiang Kaishek. Ich möchte gerne wissen, ob auch Pétain, Hitler und Stalin einem umgefallenen Arbeiter ein Hemd geschenkt haben. Wahrscheinlich schon.

Ich hoffe sehr, daß sich China in den nächsten Jahren wirtschaftlich so effizient entwickeln kann, wie es in den fünfziger Jahren der Fall gewesen ist. Ein Hindernis ist dabei erstens die enorme Bevölkerung (weshalb rationalisieren, wenn so viele Arme auf Arbeit warten?). Zweitens existiert eine riesige Zahl von Bürokraten (es gab im Ancien Régime im Verhältnis zur Bevölkerungszahl selbst unter der Mandschudynastie nie so viele), die nicht nur unproduktiv sind, sondern auch jede Initiative bremsen. Drittens fehlt es nach so manchen politischen Kehrtwendungen und Lügen, nach so manchen enttäuschten Hoffnungen (Hundert-Blumen-Periode, Kulturrevolution) an der Motivation: Viele der inzwischen resigniert oder zynisch gewordenen haben es mir bestätigt: «In den fünfziger Jahren waren wir wirklich enthusiastisch und tüchtig!» Seit zwanzig Jahren jedoch stagniert China. Tausende von riesigen Mao-Statuen wurden hergestellt, Hunderte von Kilometern unterirdischer Schützsanlagen ausgebuddelt, Millionen von Slogans auf Mauern und Tafeln gepinselt oder eingraviert (die zynischsten darunter lobten die «Unfehlbarkeit» der KP Chinas), Hunderttausende von Büchern, Broschüren und Zeitschriften gedruckt und ins Ausland verschenkt, Dutzende von (heute ausrangierten) Pumpstationen am Gelben Fluß installiert, um mit Maos eigenhändigem Segen Tonnen von Schlamm in teuren Stahlröhren über hohe Berge zu pumpen (heute zapft man hinter den Bergen einfach das Grundwasser an), ungezählte Arbeitsstunden in – leider größtenteils manipulierten – Politdiskussionen verloren oder in die Organisation von nutzlosen Schaufensterbetrieben (z. B. Dazhai) investiert, usw. Heute gibt es inzwischen eine Milliarde Münder zu stopfen, während wertvolle Devisen sinnlos vertan wurden. So ist beispielsweise der Pekinger Flughafen fünfmal so groß wie Zürich-Kloten trotz zehnmal geringerem Verkehr. Mir wird schwindlig. Hatte Han Suyin recht, als sie mir sagte: «Wenn es so weitergeht, werden die Manager aus Taiwan in einigen Jahren durch die wirtschaftliche Hintertür die Macht in diesem Land wieder gewinnen. Oder es wird eine neue Revolution kommen.»

Ich habe es mir lange überlegt: Wem nützt ein solcher Artikel? Sollen wir unserem überernährten Kapitalismus noch ein gutes Gewissen liefern?

Abgesehen davon, daß die Wahrheit immer nützlich und die Lüge immer schädlich ist, abgesehen davon, daß ich wünsche, mein Pessimismus sei zu schwarz und China werde sich in diesem Jahrzehnt aufraffen, so denke ich doch, daß eine ungeschminkte Darstellung Chinas für Ost und West hilfreich sein kann. Es ist immer gut, die Monopolisierung der Macht zu entlarven, wo und wie immer sie auch auftritt. Auch bei uns wird es in dieser Hinsicht gefährlich (etwas Hoffnung geben die sich entwickelnden Gegenkräfte, z. B. die Bürgerinitiativen). Jedes Land gerät in eine üble Lage, wenn die Gewalten nicht mehr getrennt, sondern vereinigt sind; wenn Partei, Staat, Wirtschaft, Armee, Medien usw. eine Einheit bilden und gemeinsam die ganze Macht besitzen. Macht korrumpiert immer. Gibt es keine Gegenmächte, keine Gegenkräfte mehr, so ist die Korruption total, auch wenn alle späteren Machthaber früher einmal echte

Idealisten waren, auch wenn sie es heute noch ehrlich meinen. Nicht immer geht es dabei um eine materielle Korruption, stets aber ist es eine geistige. Sozialismus sollte nicht totalitäre bürokratische Macht, sondern eine Gewaltenteilung und eine Dezentralisierung bringen, die weiter gehen als im Kapitalismus. Sozialismus sollte mindestens alle Freiheiten beinhalten, die im kapitalistischen Bereich möglich sind, *plus* neue dazu. So jedenfalls hat es sich Marx vorgestellt. Er hat nicht gemeint, daß die Kapitalakkumulation, die notwendig ist, um den Übergang von einer Agrargesellschaft zu einer Industriegesellschaft zu schaffen, nicht auch mit *Ausbeutung* verbunden wäre. Aber er hat gedacht, daß sie mit einem Minimum an *Unterdrückung* vor sich gehen könnte, wenn der Staat bald nach der Revolution abgeschafft wird und die breiten Massen Grad und Tempo ihrer «Selbstaussbeutung» selber bestimmen – oder wenigstens in Rä-

ten und Genossenschaften echt *mitbestimmen* – können¹. Ich weiß nicht, ob das tatsächlich möglich ist. Aber ich weiß, daß man eine Praxis an der ihr zugrundeliegenden Theorie messen darf, immer wieder und überall. China kennt keinen Sozialismus – oder zumindest keinen marxistischen Sozialismus; daran dachte ich auch, als im Monat August Marxens Porträt vom Tiananmen-Platz entfernt wurde. China kennt einen bürokratischen Staatskapitalismus. Das sogenannte Volkseigentum ist nicht Volkseigentum, sondern Staatseigentum. Dies ist nicht das gleiche, und das muß gesagt werden. *Jean Valjean*

¹ Marx spricht von einer «Selbstregierung der Produzenten» und keineswegs von einer Lenkung durch eine Einheitspartei mit dazugehörigem Staatsapparat. Er sagt «lokale Selbstregierung» und meint damit «nun nicht mehr» nur das «Gegengewicht gegen die *jetzt überflüssig gemachte* Staatsmacht» (vgl. K. Marx, *Der Bürgerkrieg in Frankreich*, Berlin 1963, S. 73).

KRITIK DER AUSGEWOGENHEIT

Eine gezügelte Schmährede

Die sogenannte Ausgewogenheit, eine Wortbildung unseres Jahrhunderts, hat in letzter Zeit Karriere gemacht. Sie ist zur Reizvokabel avanciert, an der sich die Geister scheiden. Warum eigentlich? Taugt das Wort nichts, weil es positive wie negative Bedeutungen umschließt? Das kann doch nicht sein, solange man dem Duden und anderen deutschen Wörterbüchern folgt, die das zugrundeliegende Adjektiv «ausgewogen» mit lauter wertbesetzten Wendungen wie «wohl abgestimmt», «harmonisch», «maßvoll» und «ausgeglichen» umschreiben. Wäre also das Wort unschuldig, taugen vielleicht die Leute nichts, die es ins Feld führen? Das kann doch nicht sein, denn darunter sind Persönlichkeiten von hohem Ansehen und Wissensstand. Falls auch diese Erklärung wegfällt, taugt vielleicht der Zustand nichts, den sie fordern? Das kann doch nicht sein, denn wer empfiehlt schon Maßlosigkeit und Disharmonie? Oder ist es etwa so, daß wohl abgestimmtes Verhalten und Ausgeglichenheit in einigen Situationen zu empfehlen, in anderen hingegen zu verwerfen sind? Vorausgesetzt, es wäre so, woran erkennt man solche Situationen? Wer oder was entscheidet, wie sie einzuschätzen sind? In diesem Durcheinander von Fragen steht allenfalls fest, daß Ausgewogenheit nur dann beschworen wird, wenn sie fehlt, und nur von denen beschworen wird, denen sie fehlt. Daß sie offenbar den meisten Menschen fehlt, zeigt sich am spürsicheren Kalkül der Werbemanager. Weil Ausgewogenheit etwas Begehrenswertes ist, empfiehlt beispielsweise eine Autofirma ihr «Bauprinzip der Ausgewogenheit» und ein Pharmakonzern seine «ausgewogene Tablette». Bei solchen Lockungen werden Wünsche wach. Da bekommt man Appetit, wie das erste Menschenpaar im Paradies Appetit bekam auf den schönen runden Apfel mit seinem Duft und Glanz. Doch weil schon seinerzeit der Anschein trog, drehen wir diesen Zankapfel ein bißchen in der Hand, um nicht ins Faule zu beißen oder gar den berühmten Wurm zu verschlucken, der irgendwo zwischen Schale und Kerngehäuse seinen Hunger stillt.

Harmonische Natur?

Das Wort «Ausgewogenheit» verdankt seinen guten Klang wahrscheinlich dem tiefsten unserer Wünsche: der Sehnsucht nach Harmonie, das heißt nach jenem mühelos «maßvollen» und «ausgeglichenen» Kräfteverhältnis, das am ehesten in der außermenschlichen Natur begegnet, wenn überhaupt irgendwo. Wer seinen Urlaub in einer südlichen Landschaft wie der Toscana verbringt, kann um die Mittagswende oder zur Abenddämmerung den überwältigenden Augenblick der Stille, der Harmonie, des Gleichgewichts der Welt erleben, der schon in vorchristlicher Zeit die Dichter faszinierte. Zugleich aber wird ihm dabei schmerzhaft zum Bewußtsein kommen, daß er draußen bleibt,

außerhalb dieses Einklangs der «Natur», weil er anders ist – einer, der nicht dazu gehört. Dieses Mißverhältnis von intensiver Einheitserfahrung und äußerster Verlorenheit hat der junge *Camus* in die Sätze gefaßt:

«Ich wußte: Millionen Augen haben diese Landschaft gesehen; für mich war sie das erste Lächeln des Himmels. Sie brachte mich, in der wahren Bedeutung des Wortes, außer mich. Sie machte mir zur Gewißheit, daß ohne meine Liebe und ohne diesen steinernen Lobgesang alles Übrige sinnlos war. Die Welt ist schön, und außer ihr ist kein Heil. Die große Wahrheit, in der sie mich geduldig unterwies, verkündet, daß der Geist und sogar das Herz nichts sind. Und daß das von der Sonne erhitze Gestein oder die Zypresse, die der blaue Himmel vergrößert, die einzige Welt eingrenzen, wo «Recht haben» einen Sinn hat: die Natur ohne den Menschen. Und diese Welt vernichtet mich ... Man sollte verweilen bei diesem einzigartigen Augenblick, in welchem sich die Dinge die Waage halten, das Empfinden die Moral zurückweist, das Glück aus Hoffnungslosigkeit entspringt und der Geist sich auf den Leib beruft».¹

Hier deutet sich an, daß der Mensch seine Isoliertheit von der ihn umgebenden Natur gerade dann am nachhaltigsten zu spüren bekommt, wenn er diese Natur am vollkommensten erfährt. Zwischen ihm und der Harmonie der Welt klafft ein Abgrund, und das Gleichgewicht, «in welchem sich die Dinge die Waage halten», ist so sehr außer ihm, daß es im Nu beklemmend, ja bedrohlich wirkt – etwa zur Mittagswende, wenn die Sonne am höchsten steht und die Welt den Atem anzuhalten scheint. Diese Stunde gilt seit Jahrtausenden als Zeit der bösen Geister. Von den Psalmen über Aurelius Augustinus und Cäsarius von Heisterbach (1180–1240), über französische und rheinländische Gespenstergeschichten, über die europäische Weltliteratur der letzten anderthalb Jahrhunderte bis hin zu einem Western wie «High Noon» spukt der Mittagsdämon durch einsame Gehölze und Felder, auf verlassenem Straßen und am leeren Strand, um den Menschen zu lähmen und zu verführen. «Es war Mittag. Grell fiel die Sonne auf das gelbe Getreidefeld. In der Ferne fuhr langsam ein Planwagen. Die Natur war wie betäubt. Kein Vogelschrei, kein Summen eines Insekts».² Bei *Flaubert* kündigen diese Sätze die Demütigung eines verzweifelten Menschen an. In *Camus'* Erzählung «Der Fremde» geschieht um die Mittagswende sogar ein Mord, ein völlig sinnloser Mord unter der Sonne am Meer. Was ist also mit der Harmonie der Natur? Wenn es sie wirklich gibt, das heißt: nicht nur als Projektion unserer Wünsche gibt, so müssen wir sie sein lassen wie etwas, das uns nichts angeht. Ausgewogenheit als in sich ruhendes Gleichgewicht der Welt suggeriert, daß die Dinge stillstehen. Doch es gibt keine unbewegliche Sonne, es gibt keinen glatten Meeresspiegel, es gibt keinen Stillstand. Es gibt in diesem Sinne auch keine Ausgewogenheit zwischen Sonne und Meer, Wind und Wolken, Pflanzen und Erdreich.

¹ A. Camus, *Literarische Essays*, Hamburg o. J., S. 118f.

² G. Flaubert, *Bouvard und Pecuchet*, Frankfurt 1979, S. 240.

Die Natur steht niemals still, gerinnt niemals zum Zustand, ist nie statisch, und gerade dann, wenn sie ausgeglichen in sich zu ruhen scheint, wird sie vom Menschen als etwas überwältigend Fremdes erfahren, das er außer sich lassen muß – außer sich vor Bewunderung oder außer sich vor Furcht. Diese Natur ist nicht ausgewogen, doch selbst wenn sie es sozusagen auf ihre Art wäre, besagte das nichts für den, der sie staunend oder beklommen erlebt.

Vollständige Wahrheit?

Dies alles scheint darauf hinzuweisen, daß so etwas wie Ausgewogenheit einzig und allein Sache der Menschen ist; daß nur sie die Fähigkeit und vielleicht auch die Verpflichtung haben, ihre eigene Welt ausgewogen zu machen. Aber müßten sie nicht zuvor, um das zu können, selber ausgewogen sein? Eigentlich sollte doch bei jedem Menschen, bevor er den Dingen zu Leibe rückt, der gesamte Haushalt seines Denkens, Fühlens und Glaubens im Gleichgewicht sein; denn wer selber schwankt, kann nichts gerade rücken. Nun ist es bekanntlich aussichtslos, diese rundum ausgeglichene «Seelenlage» zu erreichen. Was macht man also, wenn der Versuch mißlingt, sich selbst und den gesamten Rest auszubalancieren? Man entwirft ein lotrechtes Gesamtpanorama von Mensch und Welt, in dem alles seinen festen Platz hat, kurz: ein in sich stimmiges, umfassendes und darum unumstößliches Deutungssystem. Sind nicht die sogenannten Weltanschauungen gerade durch ihre harmonisch in sich ruhende Abrundung und Vollständigkeit überzeugend? Verdanken nicht die Religionen ein Gutteil ihrer Attraktivität und auch ein Gutteil ihrer Stabilität dem Umstand, daß sie nichts unberücksichtigt, nichts unerklärt lassen? Wenn es aber stimmt, daß alle Deutungen nur so lange unerschütterlich bleiben, als sie umfassend sind, – gilt dies nicht auch von dem, was man die «christliche Lehre» nennt? Überprüfen wir die Frage an einem konkreten Fall. Dem Theologen Hans Küng wurde vorgeworfen, daß sein Werk die Gläubigen «in Verwirrung» stürze, weil es die «Vollständigkeit» des katholischen Glaubens und der katholischen Lehre vermissen lasse. Diesem Mangel soll, so schlug ein anderer Theologe vor, durch eine «Flurbereinigung» abgeholfen werden. Küngs Formulierungen wären also, weil es ihnen an Vollständigkeit gebricht, in geläufigem Neudeutsch unausgewogen. Beim Blick auf diese mangelnde Vollständigkeit wurde und wird jedoch unterschlagen, daß die Wahrheit – in diesem Fall die «Glaubenswahrheit» von Jesus Christus – nicht ein für allemal zu fassen und vollständig überhaupt nicht zu haben ist, sondern immer nur als Bruchstück.

So sieht es jedenfalls die Bibel. Für sie ist der Glaube kein Ziel, an dem man angekommen wäre, sondern ein Weg, den man gehen oder auch nicht gehen kann. Anders als das Besitz- und Beschlagnahmungsvokabular von «Vollständigkeit» und «Flurbereinigung» ist der Glaube für sie kein Schauen «von Angesicht zu Angesicht» – nicht einmal das wäre ausgewogen! –, sondern umrißhaftes Zusehenbekommen «durch einen Spiegel im unklaren Bild». ³ Darauf hat neuerdings *Heinrich Fries* mit einer treffenden Metapher hingewiesen:

«Wer von der Vollständigkeit im Bereich von Glaube und Lehre spricht, bzw. sie postuliert, der behandelt die Lehren des Glaubens wie die Perlen, die an einer Schnur aufgereiht sind, die gezählt werden. Er sieht die Vollständigkeit der Lehre dann gegeben, wenn alle gezählten und addierten Inhalte der Lehren vorliegen, wenn daran kein Buchstabe, kein Jota ausgelassen ist ... Es gibt keine Vollständigkeit in einer unvollständigen Welt und einer endlichen Geschichte». ⁴

Eine Wahrheit, wie immer sie heißen mag, ist kein «Stoff», der sich zum Auswiegen und Aufwiegen eignet. Sie ist eher wie ein über alle Maßen liebenswerter Mensch, den der Liebende zu ver-

lieren beginnt, sobald er anfängt, sich seiner zu bemächtigen. Ein in Vergessenheit geratener Theologe namens *John Henry Newman*, der sich oft genug mit den Großwahrheitsbesitzern des vergangenen Jahrhunderts herumzuschlagen hatte, schrieb die geradezu klassischen Sätze:

«Man sagt zwar bisweilen, ein Fluß sei nahe der Quelle am klarsten. Wie sinnvoll auch immer dieses Bild verwendet werden mag, auf die Geschichte einer Philosophie oder eines Glaubens trifft es nicht zu ... In einer höheren Welt ist es anders, doch hier auf Erden heißt leben sich ändern, und vollkommen sein heißt sich oft geändert haben». ⁵

Ausgewogenheit als Herstellung oder Wahrung lehrmäßiger Vollständigkeit ist also ebenfalls ein gefährliches Trugbild, nur soviel sollten diese Andeutungen zeigen.

Maßvolles Verhalten?

In der Praxis freilich ist Ausgewogenheit durchaus herstellbar, wie jeder weiß. Man muß jedoch sofort hinzufügen, daß es sich hier um sehr verschiedene Spielarten oder Ausdrucksformen handelt, die sehr unterschiedlich zu beurteilen sind. Es geht ja nicht nur um ausgewogene Berichterstattungen, Interpretationen und Stellungnahmen in Fernsehen, Funk und Presse. Auch Bezeichnungen wie «paritätische Mitbestimmung», «Kompromiß» und «atomares Patt» verweisen auf Vorstellungs- und Verhaltensmodelle, die ohne das Prinzip der Ausgewogenheit unverständlich blieben. Wiederum vergrößernd gesagt, heißt das zunächst: gottlob gibt es das Mitbestimmungsrecht der Gewerkschaften, den Kompromiß bei zeitlich und lokal überschaubaren Interessenkonflikten, – ja sogar das atomare Patt; sonst lebten wir nicht mehr. Das atomare Patt – weniger genau, wenn auch wirksamer als «Gleichgewicht des Schreckens» bezeichnet – ist jene Form der Ausgewogenheit, die ihren Namen von einer bestimmten Spielsituation im Schachspiel herleitet. Die Spielsituation ist bekannt: «Patt» bezeichnet beim Schach eine Situation, in der das Weiterkämpfen-wollen sinnlos geworden ist dadurch, daß dem Gegner, der am Zug wäre, kein Zug mehr bleibt. Die wechselseitige Bedrohung kommt zum Stillstand, die Partie endet unentschieden, das Spiel ist aus. Anders jedoch als beim Brettspiel ist beim atomaren Patt über das bleibende Unentschieden noch nicht entschieden, denn das Spiel, das gerade kein Spiel ist, geht weiter. Also auch hier, in der politischen Realität, wieder nichts von einem Zustand, geschweige denn von einem guten. Denn in dieser Variante von Ausgewogenheit, jeder weiß es, lauert der Tod. Wem der Maßstab zu groß ist, braucht sich nur an die gegenwärtige Situation der «freien» Gewerkschaftsverbände in Polen zu halten: wird es den Arbeitern dort gelingen, auf Dauer eine weniger starke Abhängigkeit und eine weniger unvollkommene Freiheit zu gewinnen? Wir müssen auch hier auf Differenzierungen verzichten, aber auf unsere Frage angewandt, heißt das doch: die Ausgewogenheit speist sich sogar dort, wo sie gewaltlos hergestellt wird, aus der Furcht vor wechselseitiger Bedrohung. Sie hat etwas von einem unentbehrlichen und zugleich äußerst riskanten Notbehelf. Sie ist eine von Moment zu Moment funktionierende Verlagerungstechnik, angetrieben und in Gang gehalten durch den wechselseitigen Austausch von Angst.

Nun gibt es Leute, die sagen, das war schon immer so. Nach dieser Meinung haben sich die Menschen seit jeher so verhalten, und zwar auch außerhalb makropolitischer oder privater Konfliktsituationen. Alle gelungene Intersubjektivität beruhte demnach von Anfang an auf einer Art Gleichgewichtsmodell. Falls das stimmt, liegt diesem Verhaltensmuster immer ein und dasselbe Motiv zugrunde? Oder wechselt das Motiv im Verlauf der Geschichte? Hieß es früher vielleicht «Gerechtigkeit»? Heißt es heute vielleicht «Proporzdenken»? Was unterscheidet das erste Verhaltensmotiv vom zweiten? Etwa nur eine neue

³ 1 Kor 13, 12.

⁴ H. Fries, Das Problem der Vollständigkeit in Glauben und Lehre, in: *Stimmen der Zeit* 1980, Heft 8, S. 520. 523.

⁵ J. H. Newman, *An Essay on the Development of Christian Doctrine*, London 1890, S. 40 (eigene Übers.).

Vokabelhülle statt des alten, in rund fünfhundert Jahren zerschlossenen Wortkostüms? Wohl kaum. Vieles spricht dafür, daß unser auf sämtlichen Gebieten zum Zuge kommendes Proportzenken nicht etwa auf die Einführung oder Bewahrung wünschenswerter Lebensbedingungen aus ist – es sei denn, das nackte Überleben wäre ein Ideal –, sondern auf profitable Geschäfte. Allzu viel spricht dafür, daß das neuzeitliche und moderne Prinzip der Ausgewogenheit nicht etwa im Verlangen nach Gleichheit und Gerechtigkeit, sondern im kaufmännischen Tauschprinzip seine Wurzeln hat.

Auf der Waage des Krämers

Wir tauschen inzwischen alles gegen alles, und was den Ausschlag gibt, ist nicht etwa die Waage der Göttin Justitia, sondern die Waage des Krämers. Wir tauschen Waffen gegen Öl, Spendengelder gegen gutes Gewissen, technisches Know-how gegen billige Arbeitskräfte. Diese ökonomischen Tauschmechanismen sind so verinnerlicht, daß sie nicht einmal mehr als solche wahrgenommen werden und bis in den privatesten Bereich hineinwirken: stärkst du mein Selbstwertgefühl, so stärke ich dein Selbstwertgefühl; bist du mein Gast und bringst etwas mit, so bringe ich, zu Gast bei dir, bald auch etwas mit. Unsere Gast- und Freundschaftsgeschenke sind Äquivalente, unsere Maßstäbe sind Meßplatten. Wie der Krämer an der Waage fragen wir uns beim Abwägen: darf's ein bißchen mehr sein? Natürlich, es darf, denn bar jeder Hülle wirkt sie peinlich, diese Tauschmentalität und Meßbechergesinnung.

Ausgewogen und abgepackt sind die Äpfel und das Fleisch, das wir kaufen, so daß die Frage, ob's ein bißchen mehr sein darf, uns in diesem Falle von vornherein abgenommen wird. Ausgewogen und vorgefertigt ist die Erziehung unserer Kinder, zumindest die außer Haus: § 35(3) der «Allgemeinen Schulordnung» verordnet die «besondere Pflicht zu ausgewogener Darstellung». Ausgewogen und pluralistisch sind die großen Zeitungen: manche rechtslastig in der politischen Berichterstattung und linkslastig im Feuilleton, andere umgekehrt.

«Pluralismus als Fleckerlaufbahnung», schreibt *Martin Walser*, «das ist unser Ideal ... Möglichst viele Farben möglichst folgenlos, möglichst öffentlich: so unser Presse-Credo. Demokratische Entwicklung gedeihe, glaube ich, nur dann, wenn wirkliche Widersprüche wirklich öffentlich werden könnten. Aber zwischen zwei Leitartikeln, die einander entgegengesetzte Standpunkte vortragen, entsteht nie ein wirklicher Widerspruch, da ihre Leitartikel das Wichtigste gemeinsam haben: sie sind in erster Linie Leitartikel, so wie Schimmel und Rappe in erster Linie Pferde sind. Da gibt es keinen wirklichen Widerspruch. Den gäbe es, hoffe ich, wenn ein Leitartikel selber einen Widerspruch enthielte. Wenn er mit sich selbst im Streit läge. Dann könnte er auch mit einem anderen im Streit liegen. Aber ein Artikel, der mit sich selbst im Streit läge, wäre kein Leitartikel mehr».⁶

Walser könnte sich, wäre er so zitierfreudig wie sein Zitator, leicht auf *Ernst Bloch* berufen, der von dieser künstlichen, nur scheinbar wirklichkeitsgerechten Mannigfaltigkeit gesagt hat, sie sei «Nichtwelt mit pluralistischem Wahnsinn als einziger Objektbestimmtheit».⁷ Da werden Widersprüche zu Gegensätzen verbogen, Gegensätze zur Vielfalt verkleinert und im Feuerwerk eines pluralistischen Allerlei zerstreut. Die Leuchtkugeln steigen auf – verschluckter Augenschmaus – und zergehen im faltenreichen Wams jener Nacht, in der alle Katzen grau sind: ausgewogen, aufgesogen. Jeder kommt auf seine Kosten, und bei Einhaltung der geltenden Sicherheitsvorschriften wird niemand verletzt. Ausgewogene Kommentare, ausgewogene Geschenke, ausgewogene Theorien, ausgewogene Motoren, ausgewogene Tabletten – wir schwimmen auf dem still ruhenden Meeresspiegel der Ausgewogenheit wie auf dem Salzwasser des Toten Meeres: trinken kann man's zwar nicht, aber es trägt.

Doch genug der ausschweifenden Bilder. Ausschweifungen gelten als ungesund, weil sie maßlos sind, und Gesundheit geht

schließlich über alles – oder etwa nicht? *Ivan Illich* hat auf einem Medizinerkongreß erklärt, daß «gesund sein» inzwischen nur noch bedeutet «sich wohl fühlen», und «krank sein» nur noch «sich unwohl fühlen». Als Gesundheit gelte jener Zustand, über den nicht wir befinden, sondern andere, nämlich der Arzt und die Schmerzvertreibungsmechanik der Kliniken. Wenn diese Diagnose zutrifft – und sie dürfte mit jedem Jahr mehr zutreffen –, dann ist auch die Medizin zu einem integralen Bestandteil des Tauschverkehrs, nämlich zum funktionierenden Produktions- und Verbraucherschutz, geworden. Sie bildet also jene Instanz, die für die Gesunderhaltung nicht nur von Tablettenproduzenten und Tablettenkonsumenten sorgt, sondern von Produzenten und Konsumenten überhaupt. Demgegenüber klingt es naiv oder geradezu verrückt, wenn man mit Illich daran erinnert, daß sich Gesunde sehr unwohl fühlen können, und daß – wie *Erich Fromm* in seinem letzten Interview gesagt hat – in unseren schmerzverdrängenden Gesellschaften die Kranken noch die Gesundesten sind. Weil das aber nicht wahr sein darf, wird hiermit empfohlen, an die Fassaden aller öffentlichen Gebäude die Inschrift zu heften: «Das Glück liegt in der Schmerzlosigkeit.»

Lebensersatz statt Leben

Wir haben es geschafft: Was alle Menschen aller Zeitalter vom Leben fordern, jene «Glück» genannte Harmonie, – sie ist herstellbar geworden. Endlich läßt sich konstruieren, was nicht konstruierbar schien; kalkulieren, was nicht kalkulierbar schien. Wir, die Spezialisten im Erfinden von Ersatzlösungen, haben die größte Erfindung unseres Lebens gemacht: den Lebensersatz. In befriedigtem Stolz hegen wir diese Erfindung, obwohl unsere Lebensvollzüge wie etwa gesund sein und krank sein, wachen und schlafen, sprechen und schweigen, bewundern und verachten, vor alledem, was sie jeweils voneinander unterscheidet, Ausdruck unseres Lebens sind. Nur Lebensersatz ist statisch. Lebendiges lebt, indem es sich bewegt, und diese Bewegungen sind auf keiner Waage zu messen. Als «Leben» ist, mit anderen Worten, nur das zu bezeichnen, was einen Prozeß durchmacht, und der Lebensprozeß, in dem der Mensch sich selbst hervorbringt, heißt Geschichte. *Darum* hat die Erfahrung der wirklich oder scheinbar stillstehenden Natur für den Menschen etwas Beklemmendes. *Darum* ist Wahrheit für den Menschen nie «eine ausgeprägte Münze, die fertig gegeben und so eingestrichen werden kann».⁸ *Darum* gibt es keine ausgewogene Kindererziehung, keine ausgewogene Therapie, keine ausgewogene Stellungnahme, keine ausgewogene Bestrafung von Kriminellen – es sei denn als Ersatz. Versucht man, Beispiele derartiger Ersatzpraktiken kurz und ein bißchen verkürzt in Erinnerung zu rufen, dann sind ausgewogene Eltern jene Leute, die ihrem Kind genauso viel Zuwendung geben, wie sie von ihm bekommen, und die auf solche Weise das herstellen, was man einen «Prachtskerl» oder einen «Versager» nennt. Ausgewogene Lehrer sind dementsprechend jene Leute, die Chancengleichheit so verstehen, daß sie von zwei Schülern mit gleichem Intelligenzquotienten gleich viel verlangen, obwohl der eine nicht in Worte fassen kann, was er sagen will. Ausgewogen sind jene Politiker und Journalisten, die Hetzparolen gleich viel Zeilen und Minuten einräumen wie Argumenten. Ausgewogene Therapeuten sind jene Leute, die einen Verhaltensgestörten an seine Umgebung anpassen, ohne dem zugrunde liegenden Konflikt nachzugehen. Ausgewogene Richter sind jene Leute, die noch das Häufchen Elend, das von einem Menschen übrig geblieben ist, auf ihren Waagschalen wiegen und für zu schwer befinden. In seinem Roman «Der Mann im Strom» erzählt *Siegfried Lenz* von einem alten Taucher, den keiner einstellen will, weil er zu alt ist. Der Mann muß aber für zwei Kinder sorgen und weiß schließlich keinen Ausweg, als das Geburtsdatum in

⁶ M. Walser, Händedruck mit Gespenstern, in: J. Habermas (Hrsg.), Stichworte zur «Geistigen Situation der Zeit», I. Band, Frankfurt 1979, S. 42.

⁷ E. Bloch, Subjekt – Objekt. Erläuterungen zu Hegel, Frankfurt 1972, S. 111.

⁸ G. W. F. Hegel, Phänomenologie des Geistes. Theorie-Werkausgabe Bd. 3, Frankfurt 1976, S. 40.

seinen Papieren zu fälschen. Daraufhin gelingt es ihm sofort, eine Anstellung zu finden. Seine Arbeitgeber merken bald, daß sie eine gute Wahl getroffen haben. Als jedoch die gefälschten Papiere entdeckt werden, kommt der Mann vor Gericht, – man könnte auch sagen: «muß» er vor Gericht kommen, damit das scheinbare soziale «Gleichgewicht» unangetastet bleibt.

Auch in diesem – übrigens harmlosen – Beispiel wird ein «Bruch» durch «Einebnung» aus der Welt geschafft. Das Gesamtgefüge dieser scheinbar bruchsicheren Ersatzpraktiken aber nennt man Normalität. Wer in den Ritzen dieses Gefüges hängen bleibt, ist ein Fall für den Arzt oder die Polizei und wird dort zunächst einmal festgehalten oder stillgelegt. Er verschwindet eine Zeitlang im Abseits außerhalb der Normalität, damit das sogenannte normale Leben seinen sogenannten Verlauf nehmen kann: wohl abgestimmt, maßvoll, ebenmäßig, sauber, schmerzfrei, harmonisch. Still ruht der See. Doch wie nur stehendes Wasser fault (fließendes nie), wie nur Kanäle geradlinig verlaufen (Flußläufe nie), so ist jede menschliche und zwischenmenschliche Lebensäußerung, die sich auf *mehr* Lebendigkeit hinbewegt, ein Prozeß, kein Zustand; nichts, was man festlegen und zum Stillstand bringen darf. Was einen Schmerz zu einem Schmerz macht, eine Meinung zu einer Meinung, eine Kraft zu einer Kraft, einen Widerspruch zu einem Widerspruch, einen Abschied zu einem Abschied, eine Hoffnung zu einer Hoffnung, – was einen Menschen zu einem Menschen macht, nämlich frei er selber zu sein, das verschwindet im abwiegenden und abwiegenden Wägeggestus der Ausgewogenheit. Wer darum weniger Unfreiheit und weniger Leblosigkeit will, muß par-

teisch sein. Was mit diesem malträtierten Wort gemeint ist, hat *Alfred Andersch* für seine Person am Schluß eines Gedichts formuliert: «erst allmählich / es gibt eben groschen / die fallen langsam / begreife ich / was es heißt / für menschen zu schreiben / es heißt gegen menschen schreiben / die andere menschen unterdrücken».⁹

Das Modell der Ausgewogenheit ist machtfixiert und statisch, außengesteuert und änderungsfeindlich. Es ist ein künstliches, ein Simulationsmodell, das so tut, als ob sich etwas täte. Doch da läuft nichts mehr, da läuft sich etwas tot. Da geht nichts mehr, da geht etwas zugrunde. Die verordnete Ausgewogenheit gleicht dem hohlen Geklapper einer Mühle, die nichts mehr mahlt; den gleichmäßigen Kaubewegungen eines Mundes, der nichts mehr zu beißen bekommt. Sie gleicht, genauer gesagt, jenen Maschinen, die sich selbst zerstören. Nach *Hans Magnus Enzensberger* wird die deutsche Sprache, ebenso wie die deutsche Demokratie, «nicht von unten, sondern von oben her verschrottet». Das gilt ganz präzise von der Ausgewogenheit, dieser Tendenzvokabel mit ihrer mehr als miesen Karriere. Ginge es mit rechten Dingen zu, müßte das verlogene Tauschwort, um nicht länger zu täuschen, zurück in die Krämersprache, der es entstammt.

Karl-Dieter Ulke, Leverkusen

DER AUTOR ist Privatdozent für Philosophie in Bonn. Vor kurzem erschien im Verlag Karl Alber seine Habilitationsschrift «Agnostisches Denken im Viktorianischen England».

⁹ Zitiert von Max Frisch in seiner Laudatio auf Alfred Andersch am 9. 3. 1979 in Zürich (abgedruckt in: *Süddeutsche Zeitung* vom 17./18. 3. 1979, S. 129).

NEUE SCHWEIZER LITERATUR

Zwei Namen – Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt – überdeckten in den fünfziger und sechziger Jahren die Schweizer Gegenwartsliteratur. Jüngere Autoren konnten mit ihren Publikationen zwar vereinzelt Publikum und Preise gewinnen. Aber erst seit die beiden älteren Autoren nicht mehr jährlich in Großaufnahme auf der literarischen und theatralischen Bühne erscheinen, wird das breite Spektrum der Schweizer Gegenwartsliteratur sichtbar. Ebenso gut wie vom Österreichischen Literaturwunder könnte man vom Schweizer sprechen – vergleichbar in der Größenordnung der Bevölkerung und Intensität literarischer Hervorbringung den irischen Autoren dieses Jahrhunderts. Die jüngeren Autorengenerationen – Marti und Muschg, Bichsel und Otto F. Walter, Urs Jaeggi und Paul Nizon, Jörg Federspiel und Jürg Laederach, E. Y. Meyer und Urs Widmer, Gerold Späth und Gertrud Leutenegger – haben sich mit Hilfe deutscher Verlage, des deutschen Feuilletons und nicht zuletzt

deutscher Leser auf breitem Feld gegen ihre Übereiter durchgesetzt. Einen Großteil der jüngeren Schweizer Autoren hat der Suhrkamp-Verlag, der inzwischen auch nach Zürich ging, an sich gezogen. Sie können mit Walter Muschg sagen: «Als Autor deutscher Sprache habe ich gegenüber meinem französisch schreibenden Landsmann den Vorzug; daß ich mich wenigstens für die Zirkulation meiner Bücher bei keinem Paris- und das heißt Provinzkomplex aufzuhalten brauche» – vorausgesetzt, «ich finde einen deutschen Verlag».¹ Heuer kam nun soviel Schweizer Belletristik wie wohl noch nie in einem Herbst auf einmal heraus: an die zwanzig namhafte Bände. Unsere Auswahl, in lockerer Folge präsentiert, will versuchen, etwas vom inhaltlich und formal breiten Spektrum zu erfassen. Wir beginnen unter einem Stichwort, das die Verkürzung einer großen Distanz andeutet: «China und zurück».

P. K. K.

China und zurück – Adolf Muschgs Reisebericht «Baiyun»

Nach den Politikern reisten die Industriellen ins postrevolutionäre China, nach den Industriellen die Dichter. Seit die Autoren als kulturelle Botschafter ihres eigenen oder als publizistische Berichterstatter des fremden Landes einreisen, eröffnet sich der Romanliteratur zumindest stofflich ein neues Feld.

Günter Grass brachte nach seiner Chinareise im Dienst des Goetheinstituts seine «Kopfgelbten»² zur Welt: heiter-ironisches Memento, Scherflein zur Bundestagswahl, auch – wie im vergangenen Jahr das «Treffen in Telgte»³ – Jahresgabe zur Speisung des literarischen Betriebs. In Shanghai kam Grass die spielerisch-spekulative Idee, wie es wäre, wenn, in statistischer Umkehrung, nicht die Chinesen, sondern die Deutschen ein Volk von neunhundertfünfzig Millionen Menschen wären, wenn man nicht den status quo, die resignative Aufklärungslust fortsetzen müßte, vielmehr grundsätzliche Wahlmöglichkeiten hätte, wenn die Gedanken über «einerseits – andererseits» hinaus fruchtbar würden. Während Grass im November 1979 sich seiner Chinareise und filmischer Szenenerkundungen in Begleitung

von Schlöndorff erinnert, schickt sein Erzählhirn ein holsteini-sches Lehrerehepaar auf Ostasienreise. Sie sind «Veteranen der Studentenproteste», er SPD-engagiert, sie FDP-bewußt, beide pochend auf das Recht der «Selbstverwirklichung» und also bis auf weiteres, nach einer terminlich unpassenden Schwangerschaft, kinderlos. Zwischen Fetzen von Chinaerinnerung und Reiseentwurf für das Lehrer-Paar erörtert Grass die demokratische und schriftstellerische Lage der Nation. Er erinnert die heimlichen Treffen mit befreundeten Schriftstellern in Ost-Berlin. Er schießt Wahlpfeile gegen den Kanzler-Kandidaten aus München. Vom realen China erfährt der Leser nichts, von den Denksätzen zwischen Brokdorf und Berlin eine Menge. Grass schrieb eine Art Romanessay. Er hing an einen mageren

¹ In: «Ich hab im Traum die Schweiz gesehen», Salzburg 1980, S. 166. Diesen Sammelband werden wir am Schluß der Serie besprechen.

² Günter Grass: *Kopfgelbten oder Die Deutschen sterben aus*. Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1980. 180 Seiten, DM 24.–.

³ Vgl. *Orientierung* 1979, S. 102f.

Erzählfaden seine Assoziationen zum Wahljahr, souverän parteilich, demokratisch, versöhnlich. Eine Kopfgeburt, keine Erzählung aus dem Bauch. Keine Äcker, keine Keller, keine Fische, keine Haut. Schön distanziert und schmerzfrei. Wir können, müssen unser Leben nicht ändern.

Während der Chinareisende Grass mit «Kopfgeburten» spielt, setzt der Schweizer *Muschg* seine Reisegruppe einem Prozeß der Selbsterfahrung aus. «*Baiyun oder die Freundschaftsgesellschaft*» führt als Roman ins reale China.⁴ Die technische Überlegenheitsmentalität des Westbesuchers muß Verkrustungen und Weichteile in der eigenen Person wahrnehmen. Der Reisebericht über das Objekt China wird zu einer Erkundung des Subjekts Gruppe.

Acht Schweizer Persönlichkeiten reisen in die nachrevolutionäre Volksrepublik China. Man interessiert sich für die Fortentwicklung des «chinesischen Modells». Leiter der Delegation ist der Chinaexperte Hugo Stappung, Professor für Agrarwirtschaft an der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Aus der Industrie nehmen der Insektizid- und Herbizidspezialist Gallus Twerenbold und der Exportspezialist Paul Stähelin teil, als Vertreter des Roten Kreuzes der gelernte Entwicklungshelfer Martin Fuchs. Aus dem Bereich der Kultur reist – ersteingeladen – der berühmte Prosadichter Samuel Rütter mit, ferner der Psychologe und Erzähler des Romans Bernhard Bossard, der Schaffhauser Buchhändler Jules Eidenbenz. In Vertretung ihres Mannes, eines ehemaligen Direktors der Handelskammer, begleitet Frau Gaby Schlosser die illustre Reisegesellschaft. Für ein breites Spektrum des Interesses an landwirtschaftlicher und industrieller Entwicklung, an Dorfgemeinschaften und städti-

⁴ Adolf Muschg: *Baiyun oder die Freundschaftsgesellschaft*. Roman. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 1980. 342 Seiten, DM 28.-. – Ein Band mit Werkporträts und Rezensionen «Über Adolf Muschg», hrsg. von Judith Ricker-Abderhalden, erschien 1979 in der edition suhrkamp (nr. 686).

Die Geschäftsstelle des Bischöflichen Hilfswerks

MISEREOR

in Aachen sucht einen

Personalreferenten

für folgende Bereiche:

Personalwirtschaft und -verwaltung:

Arbeitsplatzgestaltung, Beurteilungswesen, Personalförderung, Personalwerbung, Behandlung von Bewerbungen und Führung von Einstellungsgesprächen, Personalplanung und sonstige organisatorische und Verwaltungsmaßnahmen im Personalbereich.

Personalweiterbildung:

Organisation und Selbstaufführung.

Arbeits- und Sozialrecht:

Vertragsgestaltung, freie Mitarbeiterführung und sonstige rechtliche Fragen.

Er sollte einschlägige Berufserfahrung haben, vor allem auch im Bereich der Berufsbildung, muß kontaktfähig sein, klar in der Beurteilung, sensibel für das Aufgabengebiet Misereors mit einem engagierten Mitarbeiterstab von rund zweihundert Mitarbeitern. Bevorzugt wäre ein Jurist mit betriebspsychologischer Erfahrung oder Personalfachmann mit juristischen Kenntnissen (vor allem im Arbeits- und Vertragsrecht). Unerlässlich ist organisatorisches Geschick. Er sollte katholisch sein und aktiv am kirchlichen Leben teilnehmen. Er wird direkt der Geschäftsleitung unterstellt.

Wir bieten Vergütung nach BAT mit den üblichen Sozialleistungen, vergleichbar dem öffentlichen Dienst.

Sind Sie interessiert? Dann schreiben Sie bitte an:
Geschäftsstelle MISEREOR, Mozartstraße 9, Postfach 1450, 5100 Aachen (Telefon 0241/442257) mit Lichtbild, handgeschriebenem Lebenslauf, Zeugnisabschriften sowie Angaben von Referenzen und Gehaltsvorstellung.

scher Kultur, an roter Revolution und gemäßigter politischer Liberalisierung ist gesorgt. Herr Fuchs macht kein Hehl aus seiner Sympathie für die Roten Garden; Herr Eidenbenz bejaht die Notwendigkeit der chinesischen Revolution. Für eine glatte Abwicklung des Besuchsprogramms sorgt die «Freundschaftsgesellschaft» – so der Name der offiziellen chinesischen Touristenorganisation. Von Landkommune bis Eisenwalzwerk, von Akupunktur bis Große Mauer, von privilegierten Gastehäusern bis geselliger Abend und Kulturabend bleibt alles im Bereich der Erwartung. Die bescheidenen Kontaktmöglichkeiten liegen in den Händen der Dolmetscher. Bis auf Frau Gaby Schlosser sind alle Besucher intensiv auf das Objekt China eingestellt. Der große Führer Mao ist tot; die «Viererbande» politisch beseitigt und mythologisch nutzbar gemacht. «Anders als durch eine mythologische Grammatik, die der Verschleierung – aber auch Enthüllung – tatsächlicher Widersprüche diene, wäre das Milliardenvolk politisch nicht steuerbar», meint der kluge Erzähler. Probleme? Statt der deutschen Sorge um Geburtenvermehrung die Sorge um Geburtenverringering (Heirat erst mit 26). Wie steigert man die Produktion ohne den Einklang mit der Natur zu verlieren, ohne den Menschen aus der sozialen Gruppe zu entbergen?

In Shenyang, der letzten Reisestation im Nordosten, geschieht das Unvorhergesehene. Der Leiter der Delegation erscheint nicht zum Frühstück. Stappung wird tot in seinem Zimmer aufgefunden, vergiftet. Drei Ursachen sind möglich: Selbstmord eines Müden, Beseitigung eines Spions durch die Chinesen, des unliebsamen Führers durch jemand aus der Gruppe. Das Besuchsprogramm wird weitergeführt. Der Reisebericht schlägt um in einen Detektivroman. Die erste und zweite Ursache scheiden aus. Geschah ein Beziehungsdelikt? Oder liegt das wirkliche Delikt im Fehlen menschlicher Beziehungen? Martin meint, jetzt bekomme die Reise einen «Sinn». «Jetzt müssen wir selber etwas tun. Oder etwas sein.»

Der souverän Regie führende Autor hat früh einen Hinweis gegeben. Sein Schriftsteller Samuel Rütter will einen Krimi schreiben ohne die «Haltet den Dieb»-Mentalität, ohne die «allmähliche Verkürzung der Welt aufs Ordentliche». Er sieht im Mordfall «eine Chance, Überlebende zu ertappen. Ich zeige die Leute als Unbekannte, also realistisch.» In klar gegliederten Szenen verstärkt der Erzähler die Innenperspektive. Er holt die Vergangenheit der Personen in die Besuchergegenwart, Narben, Wunden, Eheprobleme, Haß- und Rachegefühle, den ungestillten Erlebnishunger des brav gesättigten Schweizer Bürgers. Verdacht schwelt, Verdächtigungen treffen Stappungs Vertreter Gallus, später Paul Stähelin. Gallus rechtfertigt die Ehrbarkeit seiner Geschäftsmoral; Martin fragt im Konferenzzimmer einer Stahlhütte die anwesenden Herren nach dem Verhältnis von Opportunismus und Wahrheit. Der Schweizer Botschaftsrat Folletête offenbart sein stupendes Desinteresse an den Nöten seiner Landsleute. Mit sich selbst konfrontiert, werden sich diese ihrer *Wohlstandsdepression* bewußt. Der anwesende Psychologe, der sich theoretisch einen «Basisschmerz» ersehnt und praktisch von den «Folgen der Industriegesellschaft» lebt, zeigt sich hier und jetzt wenig hilfreich. Die bisher kaum beachtete Gaby Schlosser entlarvt die Männergesellschaft, bekennt ihren möglichen Mord mit dem Antidepressivum in Stappungs Bier. Sie wurde auf die Reise geschickt, um sich zu töten und damit ihren Mann von ihren Tränen zu befreien.

Muschg zeigt, wie aus dem dinglichen Anschauen ein Prozeß der Selbsterfahrung wird. Die angeschaute Lehre heißt «Natur», die erfahrene «Gruppe». Gallus erkennt in China den «ungeheuren Versuch, nicht nur von der Natur, sondern mit ihr zu leben». Gelebt wird in China nirgends individualistisch. Eine Straftat ist nicht in erster Linie Sache des Strafgesetzbuchs, sondern «ein Vertrauensbruch gegenüber der Gruppe». Deshalb ist zunächst die Gruppe zuständig. Nachdem sich die «Freundschafts»-Gruppe schrittweise dem «Mord» gestellt hat, ge-

schiebt die Auflösung des Falls auf denkbar freundliche Weise. Stappung hatte, ohne es zu wissen, einen Tumor in der Nebenniere. Deshalb wirkte Gabys «Gift» tödlich.

«Baiyun» heißt «weiße Wolke»: Bild am Himmel, Sinnbild des Lebens; vergänglich, aber jetzt sichtbar, verhüllend leuchtend. Baiyun ist der Mordfall, Baiyun ist der Tod, zuletzt der Name einer Zigarettenmarke. Muschg hat auf formal herkömmliche Weise in einer überschaubaren Szenenfolge mit deutlich erkennbaren Perspektivenwechseln ohne Worterregungskunst, ideologische Anleihen oder dokumentarische Collageteile sein Kommunikationsproblem, eine Art «Decamerone» in China, durch-

gespielt. Während Max Frisch in «Bin oder die Reise nach Peking» (1944/45) Sehnsucht und Trauer seines Helden individualistisch romantisch vorstellte, zeigt eine neue Generation von Schweizer Schriftstellern, zeigt Muschg unser Mißverhältnis zu uns selbst, zu den anderen und zu unserer Umwelt von der Gruppe her. Die Frage, wie kommt eine solche Gruppe in die Schweiz zurück, mit welchen Erfahrungen, Aussichten, politischen Absichten, überläßt der Autor dem Leser. In der Struktur der Großgruppe scheint das Individuum immer weniger zuhause.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

Magdalena sucht Jesus auf Pigalle – Ein Brief

Vorwort des Übersetzers: Vor zwei Jahren berichtete die Orientierung (1978, S. 198f.) in einem Beitrag «Klöster für Paris» u. a. von einer Kneipe für Prostituierte mit Spitznamen «Au curé» an der «Place Pigalle» im Vergnügungsviertel Montmartre. Den dort erwähnten Père René Pinsard kenne ich seit 14 Jahren; seit Beginn dieses Experiments. An ihn als den curé (Pfarrer) ist der untenstehende Brief der Michèle gerichtet – mit der ausdrücklichen Erlaubnis, ihn zu veröffentlichen (hier leicht gekürzt).

Mancher Leser kann vielleicht nur schwer glauben, daß eine Prostituierte Gedanken, wie dieser Brief sie enthält, haben und zu Papier bringen kann. Und doch ist dies kein von einem phantasievollen Ghostwriter verfaßtes «Seelengemälde», sondern ein authentisches Zeugnis: Als Übersetzer hatte ich das Brieforiginal als Vorlage. Michèle ist auch – muß ich es eigens erwähnen? – keine Madame Hortense wie in Kazantzakis' Roman «Alexis Sorbas», die, nachdem sie ihre vier Admirale gehabt hat, nun alternd sich über die Kehrseite der Affäre Gedanken zu machen beginnt.

Ich bin selbst im ersten Jahr des Experiments durch Vermittlung von Père Pinsard zu Gesprächskontakten mit einigen Mädchen wie Michèle gekommen und habe dabei feststellen können, daß viele – junge ebenso wie «erfahrene» – Mädchen so empfinden, wie Michèle es beschreibt. Mit Recht hält sie ihre Gefühle für einigermaßen typisch. Deswegen fiel es ihr leicht, der Veröffentlichung des Briefes zuzustimmen. Außerdem muß man wissen, daß sich unter den Prostituierten Frauen von Bildung, mit Abitur oder sogar Hochschulstudium befinden: sie, aber auch andere sind sehr wohl fähig, sich zu artikulieren.

Allerdings ist trotzdem nicht alles, was da gesagt wird, präzise, ja manche Behauptung wirkt schockierend pauschal. Doch wird dies, so scheint mir, mehr als aufgewogen durch die den ganzen Brief tragende klare Erkenntnis, worin die eigentliche Glaubwürdigkeit der christlichen Verkündigung besteht und wie weit das offizielle und traditionelle Christentum zurücktreten muß, um den Blick nicht zu verstellen, sondern freizugeben auf den, der sich in dem Wort ausspricht: «Dein Glaube hat dich gerettet. Geh hin in Frieden!» (Lk 7, 50). Tritt es hingegen nicht zurück, um Gott allein wirken zu lassen, trifft es, trifft uns alle von der kirchlichen Kirche» das andere Wort: «Zöllner und Dirnen kommen vor euch in das Reich Gottes» (Mt 21, 31)¹.

Klaus P. Fischer, Heidelberg

EINE FREUNDIN verriet mir eines Tages: «Ich arbeite 2 oder 3 Tage in der Woche in einem Café auf Pigalle. Da kommen alle möglichen Leute hin, vor allem aber, wie man sich bei einem Café in dieser Gegend denken kann, Prostituierte. Wir sind ein Team und versuchen gemeinsam, dem Leben dieser Menschen wieder einen Sinn zu geben.»

Das war ein Gedanke, der mich sogleich faszinierte. Etwas, das mehr war als bloß ein Lokal; wo man nicht nur einen Teller Sauerkraut vorgesetzt bekommt, sondern wirklich empfangen wird ..., sich erwartet, gekannt, ja geliebt fühlen kann ... Doch, wer hat das Ganze in der Hand? Welchem Zweck dient es?

Es half nichts, ich mußte es mir selber ansehen, dieses Restaurant «Siloë». Ich nahm eine Fahrt nach Paris zum Anlaß und ging eines Abends mit einer anderen Freundin zum Essen dort hin. Als Vorwand diente mir das Vergnügen, dort meine Freundin bei der Arbeit zu sehen. Ein wenig fürchtete ich schon eine Enttäuschung, da ich erfahren hatte, daß der Wirt ein Priester

sei ... und die Angestellten alles Freiwillige, die auf Apostolat ausgingen. Außerdem hatte mir jemand, auf den ich etwas gebe, gesagt: Siloe? Ein einziger Betrug! ... So war ich eigentlich ziemlich negativ voreingenommen, doch wollte ich mit eigenen Augen sehen und Klarheit gewinnen.

Somit war ich beim ersten Besuch nicht allein, ich nahm dort mein Abendessen ein und beobachtete meine Freundin, die Serverin. Die flüsterte mir zu: «Der Herr da hinten, das ist der Pfarrer.» Sie wies auf einen ganz gewöhnlichen Mann mit grünem Polohemd und dunkler Hose. Er rauchte eine Gauloise und trank ein Glas Rotwein, während er aufmerksam einem zierlichen Mädchen von etwa 20 Jahren zuhörte, das sich offensichtlich bereits, wenn auch erst seit kurzem, der Prostitution, wie man es nennt, hingegeben hatte. Plötzlich tauchte eine andere Dame auf und sprach ihn an: «Guten Abend, Herr Pfarrer!» Andere begrüßten ihn auf die gleiche Weise. Ich spürte, wie etwas in mir zerbrach: die Freude der Hoffnung.

Schwer enttäuscht verließ ich das Lokal, mit dem festen Entschluß, nie wieder einen Fuß hineinzusetzen. «Ihr Werk ist gezeichnet, abgestempelt ...», dachte ich, «das sind Leute, die «Gutes tun» wollen! Sie sind noch im Stadium der Caritas, der Gemeindefürsorge, der Rettung von Seelen ... So etwas «für Gott» tun zu wollen, ist Blödsinn. Das ist «Institution». Die Liebe kann man nicht institutionalisieren. Man liebt nicht für jemand anderen. Man liebt eben, um zu lieben, sei es in einem Bett oder in der Messe ...»

In der folgenden Nacht konnte ich keinen Schlaf finden; alles ging mir im Kopf herum: sie haben sich eine Aufgabe gestellt, die wunderbare Chancen haben könnte; aber sie tun es für einen zweifelhaften Gott, für einen Christus, der doch bedingungslos geliebt hat; sie tun es «für», wohingegen er doch alles umsonst getan hat.

Es gibt Prostituierte und Prostituierte ... Ich gehe nicht auf den Strich, noch halte ich mich in Bars auf. Doch ließ ich und lasse ich alle Männer, die am Ende sind und einen kurzfristigen Trost suchen, in meinem Bette stranden. Daß das keine Lösung ist, weiß ich, doch habe ich bei mir noch nicht die nächste Stufe entdeckt ... Ich rede also selber aus der Perspektive der «Gosse», wie es in wohlgezogenen Kreisen heißt. Die Art von Menschen, die auf Pigalle landen, ist mir wohlvertraut. Ebensogut kenne ich jenen Menschenschlag, der versucht, sie von da wieder herauszuziehen, bin ich doch selber, vom Kindergarten an bis zum Abitur, von den gleichen Nonnen erzogen worden – denn meine Familie war gut katholisch und stolz darauf, Geistliche und Nonnen in ihren Reihen zu haben. Doch eines Tages, mit 25 Jahren, fand ich mich auf einer Bank in Paris wieder. Ich erwartete ein Kind von einem Mann, der davon nichts wissen wollte, obwohl ich, außer ihm, mit keinem anderen Mann je zusammengekommen war ..., und ich habe es am eigenen Leib erfahren, was es heißt, verzweifelt in Paris auf einer Bank zu sitzen. Ich kann mich also einerseits in jene hineinversetzen, die helfen, andererseits in jene, denen geholfen wird.

¹ Dieses Wort ruft auch der 1979 verstorbene Priester und Arzt Marc Oraison in Erinnerung, der in seinem letzten, kurz nach seinem Tod erschienenen Buch die Erfahrungen von dreißig Jahren auswertet: *La prostitution ... et alors?*, Ed. du Seuil, Paris 1979. (Red.)

SO HABE ICH also eine ganze Nacht lang nachgedacht ... und bin am nächsten Morgen, ich weiß nicht warum, wieder zur Place Pigalle zurückgekehrt, angetrieben von einer alten Sehnsucht. «Ach, wäre ich doch vor 20 Jahren auf dieses Lokal, auf diesen «Wirt» gestoßen, wie anders wäre dann mein Leben verlaufen!»

In der Nähe einer Jahrmarktsbude habe ich mich hingeworfen und geweint. In Paris kann man seinen Tränen überall freien Lauf lassen. Dann bin ich – warum, weiß ich nicht – wieder in jenes Pigalle-Café gegangen ... Um einen Grund zu haben, erkundigte ich mich, ob meine Freundin an diesem Abend da sein würde. Wieder sah ich den «Wirt» mit seinem grünen Hemd und einem Glas Rotwein vor sich. Dann bin ich wieder weggegangen, beruhigt, ja froh, weil ich in mir so etwas wie Hoffnung spürte für all jene, die zwanzig sind oder darüber. Bis zum Invalidendom bin ich gegangen, nun weinend vor Freude: «Ja, so etwas muß es geben!»

Immer an einen bestimmten Ort gehen zu können, dort immer einen bestimmten – denselben – Menschen zu wissen, vor einem Mädchen sitzend, die Gauloise zwischen den Fingern, vor sich ein Glas Rotwein, das ist die Sicherheit des Da-seins ... Wissen, daß da eine offene Tür ist, ein Haus für jene, die keines haben, ein Herz, das einem zuhört ...

Einige Tage später ging ich zum Abendessen allein hin. Ich kam mit dem Wunsch, der «Wirt» würde sich für eine kleine Plauderei zu mir setzen, nicht meinetwegen, sondern um etwas mehr über seine Ziele zu erfahren. Er begriff, ohne daß ich ihn ausdrücklich darum bat. Wir können uns ja nicht aussuchen, wem wir wohl tun, wem wir retten wollen. Obwohl ich nicht wie eine Prostituierte aussah, ist er an meinen Tisch gekommen, und wir haben uns lange unterhalten. Ich konnte etwas stammeln von den gemischten Gefühlen, die in mir aufgestiegen waren, seit ich Siloë kennengelernt hatte.

Ich habe von Pigalle einen anderen Eindruck bekommen. Da gibt es eine kleine saubere Ecke, oder jedenfalls versucht sie es zu sein. Warum? Weil da ein «Kerl» sitzt, hier oder dort, morgens, nachmittags, abends und in der Nacht. Daß dieser Kerl Priester ist, das ist mir gleich. Das bedeutet für mich nichts. Doch er ist da. Er ist ein Fels, ein Halt. Er wartet immerzu, und niemals weiß er, wer kommt. Er ist wie eine Kirche, ein festes Haus, da festgemacht für all jene, die nicht wissen, wohin.

WAS DIE FORM ANGEHT, so finde ich es eine wunderbare Idee. Erst bin ich ganz widerstrebend hingegangen, nachher aber war ich überzeugt von der Notwendigkeit solcher Orte wie diesem. Da ich meine persönlichen Vorstellungen konkretisieren möchte, unternahme ich zur Zeit die nötigen Schritte im Hinblick auf die Eröffnung eines ähnlichen Lokals in der Stadt, wo ich wohne. Was die Grundlage, ich meine, die eigentliche Wurzel der Existenz von Siloë betrifft, so ist darin mein Urteil noch schwankend. Ich für meinen Teil finde es unerträglich, daß der «Wirt» sich «Herr Pfarrer» nennen läßt. Auch habe ich von einer über dem Lokal liegenden Kapelle vernommen, von einer Messe zu mitternächtlicher Stunde, von Kommunionempfang ... das, das tat mir weh. Ich möchte, daß man der Frau auf Pigalle ihre Würde wiedergibt, nicht um Gottes, sondern um ihrer selbst willen. Christus hat Magdalena ohne Vorbehalte geliebt. Als sie etwas in den Augen der anständigen Leute Verrücktes anstellte, ein kostbares Parfum über seine Füße ausleerte, was hat er da gesagt? Wie hat er Magdalena geheilt? ... Indem er sie liebte, ihre Würde achtete, sie mit ihrem Geburtsnamen «Maria» anredete und nicht mit gutem Zureden. Sie ist ihm gefolgt, weil sie wußte, wo er war ... Ich bin auf Pigalle zurückgekehrt, weil ich wußte, wo er war.

Die Geborgenheit, die ein Mensch ausstrahlt, der einfach da ist, und dessen Dasein schweigende Gegenwart ist, das ist es, was wir so sehr suchen, wir die Prostituierten. Worte, Predigten, Sakramente, Kapelle ...? Das auch, später, vielleicht! Nicht ihr

bringt uns dorthin, wir werden selber hingehen, wenn euer Dasein menschlich überzeugend gewesen ist!

Ihr braucht uns von nichts anderem erzählen als von dem Menschen, der wir werden könnten. Nicht im Namen Jesu will ich Gottes Geschöpf werden, sondern in meinem eigenen Namen! Ich heiße Michèle und nicht Jesus ... Ich glaube nicht, daß ich die einzige auf der Welt bin, die Prostituierte geworden ist, und zwar wegen des Gottes, den man mir vor Augen geführt hat! Er hat gesagt: «Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Überfülle haben ...», und mir hat man erzählt von Kreuz, Schweigen, Opfer, Dulden usw. ... Ich aber sehnte mich nach Liebe! Junge Mädchen sehnen sich nach Liebe. Auch nach Geld, bequemem Leben? Auch! Aber mit 20 Jahren ... sehnt man sich vor allem nach Liebe!

Gebt ihnen jemand, der immer für sie da ist, ihnen aufmerksam zuhört, sie mit offenen Armen empfängt, einen Ort, wohin sie sich wenden können, bevor sie eine Dummheit begehen, dann werden sie nicht auf dem Strich landen. Entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise – es ist der Aufschrei meines Herzens. Ich habe zu viele kennengelernt, die «wie ich» sind, und denen man alles hätte ersparen können. Zu wissen, daß da Siloë ist, in dieser Straße, mit dieser Hausnummer ..., das ist wie eine Rettungsboje. Doch anzunehmen, daß Siloë bewußt oder unbewußt darauf ausgehen könnte, jemand in eine Kirche einzugliedern, die man kaum oder gar nicht kennt – das ist eine Illusion. Ich möchte wünschen, daß die Priester von Siloë mit der Liebe Erfahrung hätten und so mit eigenen Händen an jene Gosse gerührt hätten, aus der sie die Mädchen herausziehen wollen, die zu ihnen kommen. Man kann nur von seinem eigenen, armseligen menschlichen Zustand ausgehen, wenn man wirklich verstehen will, was man von den anderen verlangt.

Wenn sich aber keine Gelegenheit dazu ergeben hat, dann ist allein das Schweigen Liebe ..., das eigene Schweigen, das Schweigen Gottes. Gott schweigt immerzu. Weshalb wollt ihr dann von ihm reden und ein Lokal in seinem Namen auf tun?

GOTT IST UNMITTEILBAR. Er ist eine umsonst gegebene, innere Musik ... Keine Glaubensüberzeugung eignet sich zum Austausch. Ich, eine Prostituierte, möchte von Ihnen keinen «lieben Gott». Ich möchte von Ihnen ein schweigendes Zeugnis von dem, was Ihre Lebenskraft ist; ich möchte, daß Sie mich wieder zu einem Kind Gottes machen. Ich möchte, daß Sie mich in den Augen der Menschen rehabilitieren, nicht in den Augen Gottes. Er, er weiß Bescheid! Vor ihm habe ich keine Angst. Nicht er hat aus mir eine Dirne gemacht. Ich war's und die andere. Warum wollt ihr mir von Gott erzählen?

Wenn ihr mich angehört habt, wenn ihr mir einen Arbeitsplatz verschafft habt, eine Wohnung, wirkliche Freunde, wenn ihr mich wieder zu einem «menschlichen Wesen» gemacht habt, wenn ihr aus mir etwas anderes gemacht habt als ein Weibsbild, eine Canaille, eine Hure, über die man verfügt –, dann Gott ... ja! Ich werde ganz allein zu ihm hinfinden, ohne eure Hilfe, wenn ihr ihn gelebt habt als *Mensch* – so wie Christus.

Was soll eine Hostie, eine Messe für ein Mädchen, das sich für Geld dazu hergibt, vor jedem beliebigen Mannsbild den Rock zu heben? Nichts, meist doch nur ein Theater mehr.

Apostolat, das heißt nicht, Gott schenken; es heißt, sich selber schenken, besser gesagt: sich in Beschlag nehmen lassen. Gott ist aus den Kirchen desertiert, weil die Kirchen verschlossen waren. Gott ist auf der Straße, in den Bars sesshaft geworden. Man hat ihn einsperren wollen, indem man ihm Kathedralen baute. Da ist er auf und davon geflüchtet. Er ist wie ein sogenanntes «Freuden»-Mädchen. Er gibt sich wahllos allen hin. Einige haben sich ihn aneignen wollen, indem sie von «Berufung» sprachen. Was für eine Berufung?

Zu wissen, daß es solch einen Menschen gibt: vor einem Glas Rotwein, die Gauloise in der Hand, in erschöpftem Zustand, kaputt vor Müdigkeit bei diesem scheinbaren Nichtstun, ohne Zeit

für Schlaf und Privatleben, und das 18 Stunden von 24, damit, wer immer übel dran ist, sicher sein kann, daß da jemand auf ihn wartet, um ihm ein wenig von seiner Not zu nehmen. Das ist eine Berufung, an die ich glaube, und deshalb werde ich mir die Frage stellen: «Was ist denn das für ein Gott, den er hat?» und werde vielleicht zu diesem Gott hinfinden.

Doch mag ich die Anrede «Herr Pfarrer» nicht hören, noch zur Messe gehen, nur um ihm einen Gefallen zu tun, und mag auch nicht seine schönen Worte hören. Ich will nicht lediglich eine Form der Prostitution mit einer anderen vertauschen. Nur den folgenden Gedanken möchte ich in diesem Menschen wecken: «Du bist schön, weil Gott dich lieb hat, so wie er mich liebt. Kein Weibsbild bist du, nein, sondern eine Frau, hast ein Recht auf Freude, auf Schönheit, auf Sauberkeit. Das alles findest du woanders als in diesem traurigen Beruf, den du damals nicht gewollt hast.»

Ja, Siloë muß es geben, aber dann für den Menschen, für die Frau zuallererst. Für Gott? Später vielleicht. Siloë darf nicht Gott schenken wollen um jeden Preis. Seine einzige Aufgabe besteht darin, den Menschen zu schenken. Ich möchte, daß es Siloës in allen großen Städten gibt und daß sie bekannt werden. Doch bitte keine Reklame für Gott! Das braucht er nicht. Der Rest? Gott, heilige Messe? Die Kapelle? Die Pfarrei? Das Heil der Seele? Vielleicht!

Wenn Sie einmal ganz Sie selbst geworden sind, bis hin zur Verzweiflung, bis hin zur Nacktheit, wenn man Ihnen den letzten Lumpen vom Leib gerissen hat, werden Sie erkennen, daß dieser «Rest» wenig ist neben dem Blick der Augen. Und dann einfach nur einen Ort, wo man keine Angst mehr zu haben braucht, wo jeder er selber sein kann, wo man sich aussprechen kann, weinen kann und sein Leben ändern, wenn es auf Abwege geraten ist ...: ein Ort, wo immer jemand für einen da ist, ein Tabernakel ohne Hostie, ohne «ewiges Licht» ..., ein Tabernakel

Michèle

Nachbürgerliches Christentum

Der in diesem Herbst erschienene Band «Jenseits bürgerlicher Religion» von Johann Baptist Metz enthält sechs Beiträge, die in den beiden letzten Jahren als Referate an Katholikentagen, Kirchentagen, zum Reformationsfest 1979, sowie bei einem politisch-gesellschaftlichen Diskussionsforum vorgetragen wurden.¹ Abgeschlossen wird die Reihe dieser Reden durch ein Nachwort «in eigener Sache» und den Abdruck einer schon 1968 erstmals veröffentlichten Vorlesung²; in diesen beiden letzten Abschnitten des Buches kommen noch einmal zusammenfassend Interesse und Fragerichtung des Autors zum Ausdruck: *Die Forderung nach Herausbildung, nach theoretisch-praktischer Einübung und nach Verwirklichung kritischer Freiheit innerhalb der Kirche bedeutet nicht Liberalisierung und Anpassung des Glaubens.* Sie bedeutet vielmehr, daß nach dem «ersten Mut» des Nonkonformismus, der bisher anerkannte und erkannte Bereiche theologischen Denkens und kirchlich-gesellschaftlicher Praxis durchbricht, jenes Ethos gesucht wird,

¹ Johann Baptist Metz, *Jenseits bürgerlicher Religion. Reden über die Zukunft des Christentums (Gesellschaft und Theologie: Forum Politische Theologie, Nr. 1)*, München: Kaiser – Mainz: Grünewald 1980, 147 S., DM 13,50.

² Metz hat diese Vorlesung – unsere *Titelseite* bringt einen Ausschnitt davon – 1968 improvisiert. Den Anlaß dazu bot die Pressemeldung, in Rom sollten auch «Ratzinger, Rahner und Metz angeschwärzt werden». Tatsächlich ist der «zweite Mut», von dem in der Folge die Rede ist, ohne den «ersten» (zum Nonkonformismus) nicht zu haben. Das Buch als Ganzes hat neuestens Franz Alt im «Spiegel» (17. 11. 80, S. 237–244) in den doppelten Kontext von Papstbesuch und Friedenspreis für Ernesto Cardenal (Laudatio von Metz) gestellt und es als «gefährlich» empfohlen: «für Christen in der Politik ... und für die Erschütterbaren in allen Lagern». Vgl. auch unsere früheren Abdrucke in 1979, S. 152ff. und 1980/1. (Red.)

das vom Autor «zweiter Mut» genannt wird. Damit ist jenes formbestimmende Element im Prozeß theologischer Wahrheitsfindung gemeint, das dort zum Tragen kommt, wo die Wahrheit selbst als «Theorie-Praxis-Problem» erscheint und wo «deshalb das Ringen um die kirchlich-sozialen Konsequenzen neuer theologischer Einsichten zur Wahrheit dieser Einsichten selbst gehört» (S. 137).

Theologie und neuzeitliche Freiheitsgeschichte

Damit ist die Fragestellung angedeutet, welche den Analysen, Argumentationen und Entwürfen dieses Bandes zugrundeliegt. Es ist die Frage nach den Bedingungen und den Inhalten einer Form des Christentums, die im Übergang zu einem nachbürgerlichen Zeitalter ihre messianische Kraft neu gewinnt und ausweist. Gleich zu Beginn des ersten Beitrages wird auf den «Ort» dieser Fragestellung hingewiesen, der nicht nur die Erkenntnisproblematik dieser Frage und der damit geforderten theologischen Überlegungen bestimmt, sondern der als kritische Hypothese in den nachfolgenden Überlegungen erhärtet werden soll; es geht darum, die *Krise des Christentums* gerade dort aufzuweisen, «wo Christen hierzulande ihre Identität zu finden scheinen: in der vergleichsweise großen Harmonie zwischen praktizierter Religion und erfahrener gesellschaftlicher Wirklichkeit» (S. 9). Die Frage wird also innerhalb jenes Problemzusammenhangs erörtert, der bestimmt ist durch die Entwicklung und die Aporien innerhalb der neueren Theologie, durch die Analyse der (kollektiven und individuellen) krisenhaften Erfahrungen in unserer Gegenwart und das Ernstnehmen jenes kritischen Einspruchs gegen kirchliche und gesellschaftlich-politische Entwicklungen in den industrialisierten Ländern, wie er vor allem in der Theologie der Befreiung und den kirchlich-politischen Erfahrungen der Dritten Welt geäußert wird.

Politische Theologie hat gegenüber verbreiteten Tendenzen innerhalb der europäischen Theologie immer die politisch-hermeneutische *Aufklärung* theologischen Denkens gefordert; für sie macht diese Forderung einen Grundzug im theologischen Bewußtsein überhaupt aus, weil sie darin eine angemessene Auseinandersetzung mit dem in der Neuzeit zum Problem gewordenen Verhältnis von Glaubensverständnis und gesellschaftlicher Praxis sieht. Die weitere Ausarbeitung dieser Verhältnisbestimmung führte im Rahmen politischer Theologie zu einer Auseinandersetzung mit den Wirkungen und den Aporien neuzeitlicher Freiheitsgeschichte:

«Der Nachweis christlicher Legitimität der neuzeitlichen Emanzipationsgeschichte mag dabei eine wichtige Voraussetzung sein; er ersetzt jedoch nicht die Verhältnisbestimmung von Erlösung und Emanzipation in sich und entkräftet nicht schon den Verdacht, die christliche Erlösungsbotschaft habe wirkungsgeschichtlich eine Situation mit heraufgeführt, in der sie sich am Ende selbst überflüssig macht und Erlösung nun von Emanzipation erfolgreich erbt wird.»³

Trost- und hoffnungslose bürgerliche Religion

Die im Entwurf einer «praktischen Fundamentaltheologie»⁴ 1977 vorgelegten historischen und systematischen Aufarbeitungen von Themen neuzeitlicher Freiheitsgeschichte wie der Wirkungsgeschichte der «gefährlichen Erinnerung der Freiheit Jesu Christi» bleiben auch für die nun vorgelegten «Reden» bestimmend; die Kurzformel «Christentum jenseits bürgerlicher Religion» ist dabei die reflexionsbestimmende Grundkategorie: sie faßt die Kritik an den weithin herrschenden Formen des Christentums und christlicher Theologie zusammen, soweit diese das christliche Subjektsein vor Gott mit dem bürgerlichen Bewußtsein und dessen Vollendung identifizieren. Durch eine sol-

³ J. B. Metz, Erlösung und Emanzipation, in: Erlösung und Emanzipation, hrsg. von L. Scheffczyk, Freiburg 1973, S. 120–140; S. 124f.

⁴ J. B. Metz, *Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie*, Mainz 1977, 3. Auflage 1980.

che Identifikation wird einmal das Grundproblem des Bürgers in der Neuzeit verkannt, nämlich die Abstraktheit des Begriffs, den er von sich selber bildet; dadurch konnte er seine Interessen- und Klassegebundenheit immer wieder vor sich selber verbergen. Deshalb verklärt bürgerliche Religion nicht nur eine vorentworfene und vorgefaßte bürgerliche Zukunft, sondern diese Zukunft wird ihrerseits noch einmal innerhalb eines Klassegegensatzes ausgelegt:

«In dieser bürgerlichen Religion ist die messianische Zukunft aufs äußerste bedroht. Und zwar nicht in erster Linie dadurch, daß sie zur Beschwichtigung und Vertröstung, zum Opium für die zukunftslosen Habenichtse entfremdet wird; sondern dadurch, daß sie zur Bestätigung und Bestärkung für die bereits Habenden und Besitzenden gerät, für die ohnehin Aussichts- und Zukunftsreichen dieser Welt» (S. 10).

Die Entfremdung, die so im Ursprung bürgerlicher Religion entsteht, hat außerdem noch ein anderes Gesicht: Wurde im Prozeß der Emanzipation der Bürger die befreiende Funktion seiner neu zu gewinnenden und gewonnenen Religion in erster Linie verstanden und erfahren als Befreiung von jeder dogmatischen und autoritativen Willkür, von mythischem Bewußtsein und historischer Abhängigkeit, so verkehren sich solche Prozesse der Befreiung dort in ihr Gegenteil, wo das befreiende Element im Fortgang theologischer und bürgerlicher Kritik mit der Befreiung vom wirklichen Elend gleichgesetzt wird, wo eine gedachte Veränderung des Menschen als wirkliche Veränderung ausgegeben wird. Diesen Zusammenhang und diese Dialektik bürgerlicher Religion meint J. B. Metz, wenn er bei der Situationsbestimmung des Christentums in der *Bundesrepublik* feststellt:

«Diese Umkehr der Herzen findet nicht statt – zumindest nicht in der Form, in der man sie öffentlich bekennt. Die Krise (oder die Krankheit) des kirchlichen Lebens besteht nämlich nicht nur darin, daß diese Umkehr nicht oder zu wenig stattfindet, sondern daß das Ausbleiben der Umkehr der Herzen unter dem Schein eines nur *geglaubten Glaubens* auch noch verschleiert wird. Kehren wir Christen in diesem Lande um, oder glauben wir lediglich an die Umkehr und bleiben unter dem Deckmantel der geglaubten Umkehr die alten?» (S. 11). Weil so bürgerliche Religion den Menschen immer nur mit sich selber konfrontiert, verfestigt sie nur dessen Hoffnungslosigkeit. «Christentum als bürgerliche Religion tröstet nicht» (S. 78).

Hoffnung weitergeben – ORIENTIERUNG schenken!

Bestellkarten für Geschenkabonnements sind in den letzten Tagen allen unseren Direktabonnenten zugegangen.



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Clemens Locher, Josef Renggli, Josef Rudin
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)

Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎(01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842
Schweiz, Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postscheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postscheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1981:

Schweiz: Fr. 32,- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24,-

Deutschland: DM 37,- / Halbjahr DM 21,- / Studenten DM 27,50

Österreich: öS 275,- / Halbjahr öS 160,- / Studenten öS 190,-

Übrige Länder: sFr. 32,- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40,- / DM 45,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: Fr. 2,- / DM 2,50 / öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

Befreiende Selbsterkenntnis

Werkwochen christlicher Persönlichkeitsbildung

- I – Aufbau der Persönlichkeit: 22.–28. Febr., 4.–10. Juli 81;
für junge Erwachsene (18–30 Jahre): 22.–28. März 81
- II – Entwicklung der Persönlichkeit: 5.–11. Jan. 81,
17.–23. Aug. 81
- III – Das Gemütsleben: 27. April–3. Mai 81
- IV – Körper und Persönlichkeit: 20.–26. September 81

Diese Werkwochen werden regelmäßig wiederholt. Die Teile II, III und IV setzen jeweils die erste Woche voraus.

Leitung: Jean Rotzetter SJ, Sr. Anne-Marie Bühler, Ärztin, Sr. Andrea Dicht.

Auskunft und Anmeldung:

Notre-Dame de la Route, 21, chemin des Eaux-Vives
1752 Villars-sur-Glâne/Fribourg, Tel. (037) 24 02 21

Den messianischen Impuls wiedergewinnen

Weil sich Mißlingen und Verweigerung der Umkehr dem bürgerlichen Bewußtsein immer wieder verbergen, wird es in der Folge unsensibel gegenüber den wirklichen Bedrohungen des Menschen und der Menschheit, vor allem gegenüber den Bedrohungen, die sich aus dem Übergang in ein nachbürgerliches Zeitalter ergeben. Die Symptome dieses Umbruchs werden von allen erfahren; Angst und Apathie sind weitgehend die Reaktion der Menschen auf diese Situation. Die Frage nach einer anthropologischen Revolution, verstanden als die «Unterbrechung» und gleichzeitig als die Rettung unabgeleiteter Verheißungen neuzeitlicher Freiheitsgeschichte (S. 51ff.), ist für J. B. Metz ein hermeneutisches Stichwort, mit dessen Hilfe im Übergang zur nachbürgerlichen Gesellschaft die wahren Bedrohungen des Menschen erkannt und neue prospektive Wege erschlossen werden können. Metz versucht, den messianischen Impuls christlichen Glaubens zu gewinnen, indem er die (vom Bürger vergessene) Differenz zwischen bürgerlichem Individualismus und christlichem Subjektsein vor Gott zur Diskussion von Einzelfragen anwendet. Solche einzelnen Problemzugänge konzentrieren sich immer neu auf den Versuch einer *Neubestimmung von Religion und Politik*:

«In dieser Situation des gefühlten oder prophezeiten Abschieds und Umbruchs werden Angst und Hoffnung erneut politisch relevante Kategorien; Religion und Politik treten in eine neue Konstellation zueinander, die durch die bei uns geläufige «liberale» Unterscheidung beider nicht mehr dargestellt werden kann. Für eine nachbürgerliche und nachindividualistische «Rettung des Subjekts» scheint mir Religion indispensabel zu sein. Ohne sie wird m. E. in einer nachbürgerlichen Gesellschaft schließlich die Barbarei der blinden Negation des einzelnen ausbrechen; ohne sie droht das Ende der bürgerlichen Gesellschaft zum «Ende des Subjekts» schlechthin zu werden» (S. 97).

Solche neuen Konstellationen von Politik und Religion, die sich im Augenblick der Gefahr als rettende erweisen könnten, erschließen sich nicht abstrakter Überlegung. So geschieht auch in den einzelnen Abschnitten des Buches die Annäherung an die jeweilige Konkretion in mehrschichtigen Zugängen, methodisch in der Anschaulichkeit einer jeweils momenthaften Aufnahme und Beschreibung der Zuordnung der bestimmenden Elemente. Zwei historische Konkretionen scheinen mir dabei immer wieder die einzelnen Analysen in ihrer Anschaulichkeit «abzuschatten»: die einer «Theologie nach Auschwitz» aufgegebenen Frage nach der Anerkennung der eigenständigen Würde messianischer Traditionen im *Judentum* angesichts des christlichen Versagens in der Judenfrage, ebenso wie die Aufforderung zum Lernen von den *Basisgemeinden* in Lateinamerika mit ihrer Neubestimmung eines solidarischen Subjektseins und ihrer neuen Verbindung von Gnaden- und Freiheitserfahrung. Das Gelingen einer solchen Basiskirchenbewegung hängt nicht zuletzt auch von den Revisionen und von der Umkehr in unseren Breiten ab.

Nikolaus Klein, Münster/Westf.